

A black and white portrait of Ingeborg Bachmann, looking directly at the camera with a serious expression. She has short, dark, wavy hair and is wearing a dark turtleneck sweater. The background is a blurred outdoor scene with buildings and a large umbrella.

Dieter Burdorf

**Dieses
unruhige
Ich**

Eine Biographie

C.H.Beck

**Ingeborg
Bachmann**



«Man fliegt wie ein Mensch» – Ingeborg Bachmann, 1966

Dieter Burdorf

Dieses
unruhige
Ich
Ingeborg
Bachmann

Eine Biographie

C.H.Beck

Mit 32 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

Umschlaggestaltung: buxdesign | München, Daniela Hofner

Umschlagabbildung: Ingeborg Bachmann auf dem Campo de' Fiori in Rom, 1954, © Foto: Herbert List/Magnum Photos/OSTKREUZ Archiv

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

ISBN Buch 978 3 406 84484 3

ISBN epub 978 3 406 84485 0

ISBN ePDF 978 3 406 84486 7

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel
sowie versandkostenfrei auf unserer Website
www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm
und viele weitere Informationen

Inhalt

Einleitung	9
Dieses unruhige Ich 9 Multiple Rollen 13 Biographie – Fluch oder Segen? 16 Eine neue Quellenlage – die Briefwechsel-Editionen 18 Ein Leben in Korrespondenzen 21 Die Kapitel dieses Buches 25	
1. Eine österreichische Kindheit und Jugend im Schatten des Nationalsozialismus	30
Der Schritt aus dem Grenzland 30 Ein ›Tagebuch‹ aus Krieg und Nachkrieg 35 Briefe aus Palästina 42 Studienbeginn in Innsbruck und Graz 46 Die «Briefe an Felician» 50	
2. Bachmanns Wien	55
Leben in der Hauptstadt 55 Schwerpunkt Philosophie 60 Abrechnung mit dem «deutschen Irrationaldenken» 62 Förderer im Literatur- und Medienbetrieb 69 «Eine sehr intensive Beziehung» 73 Vom «kleinen Mädel» zur «selbstständigen Frau» 79 Nachlassangst und das Ende einer Liebe 85 Doch ein Roman? 89 Rundfunkarbeit und neue Perspektiven 93	
3. Das schreibende Paar und der dritte Zwilling – Bachmann, Ilse Aichinger und Günter Eich	99
Ilse Aichinger und ihre Familie – jüdische Schicksale in Wien 99 Eine Freundschaft und eine Ehe 101 Integration in eine jüdische Familie 105 Das Wir der Anderen 108 Missverständnisse und erste Krisen 112 Zwei Paare – Peinlichkeiten und Entfremdung 115 Eine letzte Annäherung 118	

Gründe des Scheiterns 120 Kritik und Bewunderung 124
Zwei verfeindete Großmächte und die Trauer über
den Verlust 127

4. Die Liebe ihres Lebens – Bachmann und Celan (I) 131

Ankunft in Wien 131 Ein euphorischer Anfang 134 Bachmann tritt ins Gedicht 137 Briefe nach Paris 139 Ein Dialog in Gedichten 146 Ferne Nähe 151 Missverständnisse ohne Ende 156 Gescheitertes Zusammenleben 160 Sprachlosigkeit und Vorwürfe 164 Ein Wiedersehen an der Ostsee 173 Niendorf in Celans Sicht 179 «Dunkles zu sagen» 186 Eine Zeit des Schweigens 188 Die andere «Fremde» 195

5. Die Erneuerung der Liebe und das endgültige Scheitern – Bachmann und Celan (II) 198

Euphorisches Wiedersehen 198 Die schwere Reaktion der Geliebten 205 Ein neuer Liebesversuch 207 Der Umgang mit der «Goll-Affäre» 211 Ratlosigkeit und eine neue Liebe 215 Eine Rezension und ihre Folgen 217 Neue Verstimmungen 222 Gibt es kein Weiter mehr? 226 Neue Anwürfe und eine schwierige «Entgegnung» 231 Die letzte Begegnung und anschließende Zerwürfnisse 236 Letzte Briefe 241 Statt eines Bruchs – ein Ende im Schweigen 245 Über den Tod hinaus 248 «Symposie» und eine Liebe ohne Lösung 250

6. Gut zu wissen, dass es Freunde gibt – Heinrich Böll und Henry Kissinger 257

Freundschaft statt Erotik 257 Bachmann rezensiert Böll 260 Beherzter Anfang und schwungvolle Fortsetzung 263 Von der Schwierigkeit, ein Autor oder eine Autorin zu sein 269 Wie und wo leben? 271 Religion und existentielle Fragen 276 Zunehmende Entfernung und die Zeit der Katastrophen 281 In der Neuen Welt 286 Eine heikle kollegiale Beziehung – Hans Egon Holthusen 289 So viele Sommer – Bachmann und Henry A. Kissinger 292

7. Ein Reich aus Schönheit, Klängen und Worten –
die Lebensfreundschaft mit Hans Werner Henze 297

Italien und der Weg dorthin 297 Ungleiche Überlieferung 301
Leben und Arbeiten auf Ischia 302 Die ersten Jahre in Rom 314
Experiment Neapel – Versuch eines Zusammenlebens 319
Ein Tagebuch in nicht abgeschickten Briefen 326
Eine ungewöhnliche Abreise 338 Von Rom nach München –
gemeinsame künstlerische Arbeit 344 Der dritte Mann –
Max Frisch 351 Erste Sinfonie und tragischer Tod 362

8. Freundin, Kollegin, Vorbild – Hilde Domin, Nelly Sachs
und Marie Luise Kaschnitz 370

Vier Lyrikerinnen 370 Hilde Domin – von der Exilantin
zur literarischen Netzwerkerin 371 Zögerliche Zusammen-
arbeit 377 Nelly Sachs – Freundschaft in Briefen 382
Erste Reise ins Land der Täter 385 «Ihr Worte» – Sterbens-
wörter und Singvögel 391 Dunkle Jahre 394 Marie Luise
Kaschnitz – eine adlige Dichterin zwischen Deutschland
und Rom 396 Literatur in fünf Sprachen – die Zeitschrift
«Botteghe Oscure» 405 Graues und Tragisches 408
Alles wieder in Harmonie 413 In Rom wohnen und sterben 416

9. Die größte Niederlage ihres Lebens –
die Jahre mit Max Frisch 421

Von München nach Paris und Zürich 421 Erste Trennung, ein
reger Briefaustausch und ein italienischer Spätsommer 429
Zuhause in Zürich? 433 Frischs Krankheit und Bachmanns
«Rom-Katastrophe» 437 Leben in Uetikon und Rom 446
Krise und Distanz – Begegnung mit Hannah Arendt in New
York 454 Allein in Uetikon – und eine junge Frau in der Via
de Notaris 459 Der Zusammenbruch 467 Bittere Bilanz einer
Lebensphase – ein Brief an Henze 471 Ein schwerwiegender
Eingriff und die endgültige Trennung 473 Bachmanns Lektö-
rat von Frischs «Gantenbein» 481 Der Streit um die Briefe
und Interventionen Dritter 483 Der Faden ist gerissen 485

10. Sommerliebe und zerrinnende Freundschaft –
Bachmann und Enzensberger 490

Ein neues Gesicht und eine heftige Debatte in der Gruppe 47 490 Post aus Norwegen 494 Fluchtpunkt Rom 501 Gemeinsame Reise nach Süden 505 Sommerwochen in Rom und Lanuvio 508 Eine Liebesutopie 510 Die Überwindung des Liebesschmerzes 514 Übergang zur Freundschaft 518 Das Leipziger Lyrik-Colloquium 524 Zwei verschiedene Sprachen? 530 Enzensberger als Suhrkamp-Lektor 535 Höhepunkte der Freundschaft und tiefste Krisen 540 Fast schon ein Abschiedsbrief 551 Das lange Warten – Gedichte fürs «Kursbuch» 555 Abrechnung mit der politisierten Literatur von 1968 563 Enzensbergers verdrängte Trauer 566

11. Fluchtorte – Berlin, Prag und Ägypten 568

Stationen der Krise und des Erfolgs 568 Warum Berlin? 571 Walter Höllerer – Vermittlung als Beruf 572 Berlin und die CIA 575 Bachmann und Witold Gombrowicz 576 Freundschaften in Berlin – Günter Grass, Uwe Johnson, Peter Szondi 580 Die Zeit der Krankheit 585 Kleine und größere Fluchten – von Prag nach Ägypten 588 Der Büchner-Preis und die Rede «Ein Ort für Zufälle» 595

12. Letzte Jahre in Rom 604

Zwei Begegnungen 604 Langsame Ankunft 606 Arbeit an den «Todesarten» und ein Verlagswechsel 608 Die Frage nach jüdischen Perspektiven 611 Bachmanns römische Netzwerke 614 Die Ursachen des Elends – eine Analyse aus der Nähe 620 Letzte Lieben 621 «Malina» und «Simultan» 627 Die letzten Lebensjahre und eine Reise nach Polen 630 Der letzte Sommer und das lange Martyrium 633 Coda – Ingeborg Bachmann und die zerrissene Zeit 637

Anhang

Anmerkungen 645 Literaturverzeichnis 721 Dank 748 Zeittafel 750 Bildnachweis 753 Personenregister 755

Einleitung

Dieses unruhige Ich

Im Januar 1956 zieht die österreichische Dichterin Ingeborg Bachmann in eine geräumige, aber zugige und nicht beheizbare Altbauwohnung in Neapel ein. Die Autorin ist 29 Jahre alt und seit dem Erscheinen ihres ersten Gedichtbandes «Die gestundete Zeit» Ende 1953 eine bekannte Größe in der bundesdeutschen Literaturszene. Aufsehen erregte ihr Porträtfoto auf dem Titelblatt des «Spiegel» im August 1954. Damit wurde sie zum Aushängeschild der damals in Italien lebenden deutschsprachigen Literatinnen und Literaten, die dem restaurativen Klima der Nachkriegszeit in Westdeutschland und Österreich entfliehen wollten. Bachmann ist nicht allein: Ihr Mitbewohner ist der gleichaltrige homosexuelle Komponist Hans Werner Henze, der sie über alle Maßen bewundert. Henze hat das Angebot, mit ihm in Neapel zusammenzuziehen und gemeinsam ein den Künsten gewidmetes Leben zu führen, mit einem Heiratsantrag verbunden. Sie beschließen, es zunächst mit dem Zusammenwohnen zu versuchen.

Schon nach wenigen Tagen ist Ingeborg Bachmann klar, dass sie das gemeinsame Leben mit Henze nicht aushält. Der Komponist ist bei der Wohnungseinrichtung und bei der Auswahl der dekorativen Kunstwerke so dominant, dass sie sich selbst wie ein Möbelstück fühlt, das von ihm hin- und hergerückt wird. Auch im Alltagsleben sieht sie für sich keinen Freiraum, da Henze mit seinem Enthusiasmus für die Musik und seinem rigiden Arbeitsethos alles beherrscht. In ihrer Verzweiflung setzt sie sich in den ersten Februartagen 1956 an die Schreibmaschine und tippt einige Blätter, auf denen sie ihre Situation reflektiert und zugleich Henze anredet. Aushändigen wird sie ihm diese Tagebuch-Briefe nie; bis 2024 blieben sie in ihrem Nachlass verborgen. Bachmann erkennt, dass die verfahr-



Shootingstar der deutschsprachigen
Literatur – auf dem Cover des
«Spiegel» vom 18. August 1954

rene Situation nicht allein an Henze liegt. Sie denkt auch intensiv über sich selbst nach: ihren Freiheitsdrang; ihre Unlust, an einen einzigen Ort gebunden zu sein; ihr Streben danach, sich als Schriftstellerin uneingeschränkt weiter zu entfalten; ihren unbändigen Wunsch, sich – auch noch in ihrem dreißigsten Lebensjahr – alle Möglichkeiten offenzuhalten, selbst diejenige, eine «normale» Ehe einzugehen und Kinder zu bekommen. Auf dem letzten der vier Blätter findet sie die Formel für sich selbst, die all diese auseinanderstrebenden Tendenzen zusammenfasst: «dieses unruhige Ich».

Ingeborg Bachmann ist «dieses unruhige Ich». Das ist die These, die dieser neuen Biographie der Dichterin zugrunde liegt. Was heißt das? Ingeborg Bachmann, die im Oktober 1973, erst 47 Jahre alt, an den Folgen eines Brandunfalls in Rom starb, hat ein unstetes Leben geführt. Man kann sogar sagen: Sie hat viele Leben gelebt, nicht nur nacheinander, sondern teilweise auch nebeneinander. Das war für ihre Freunde und Partner nicht immer leicht zu ertragen oder auch nur zu überblicken. Aus dem heimatlichen Kärnten – der Hauptstadt Klagenfurt am Wörthersee und

dem ländlichen Gailtal im Grenzgebiet zu Slowenien und Italien – ging sie zum Studium zunächst nach Innsbruck und Graz, dann nach Wien. Bald darauf zog sie für kurze Zeit nach Paris, später eher widerwillig nach Westdeutschland (München, Berlin), auch in die Schweiz, seit 1953 aber vor allem nach Italien – Ischia, Neapel und immer wieder Rom. Dazu kamen Reisen nach England, Griechenland, in die Tschechoslowakei, nach Polen, Spanien, Marokko, Ägypten und bis in den Sudan. Zweimal war sie in den USA und zeigte sich besonders von New York beeindruckt. Eine schon fest vereinbarte Weltreise per Flugzeug als Rundfunkreporterin sagte sie allerdings kurzfristig ab.

Ihr «unruhiges Ich» bestimmt aber nicht nur ihre Wohnorte und Reiseziele, sondern auch ihr berufliches und privates Leben. Bereits als Schülerin schreibt sie literarische Texte. An ihren ersten Studienorten bleibt sie jeweils nur für ein Semester. In Wien studiert sie Philosophie und Psychologie und promoviert im Alter von nur 23 Jahren. Gleichzeitig ist sie als Journalistin tätig und publiziert erste Gedichte. Nach der Promotion arbeitet sie zunächst als Sekretärin, dann bei einem Rundfunksender der amerikanischen Besatzungsbehörde als Redakteurin. Nachdem sie im Frühjahr 1953 den Preis der westdeutschen Literatenvereinigung «Gruppe 47» gewonnen hat, kündigt sie diese Stellung, um als freie Schriftstellerin zu arbeiten und Österreich zu verlassen. Mit einem Stipendium des Nordwestdeutschen Rundfunks zieht sie im Sommer 1953 jedoch nicht nach Deutschland, sondern kurz entschlossen nach Italien, auf die Insel Ischia im Golf von Neapel; schon damals folgt sie Henze. Anschließend lässt sie sich in Rom nieder und arbeitet dort als freie Journalistin für deutsche Rundfunkanstalten, Zeitungen und Zeitschriften. In ihrer Zeit in Neapel gibt sie diese Beschäftigung auf. Die gemeinsame Wohnung verlässt sie im Sommer 1956, doch arbeitet sie mit Henze weiter an künstlerischen Projekten zusammen. 1957 lässt sie sich wieder auf eine feste Anstellung ein, diesmal als Fernsehredakteurin beim Bayerischen Rundfunk in München. Nach weniger als einem Jahr kündigt sie die Stelle. Nie wieder wird sie danach ein Angestelltendasein führen. Vier Jahre lang lebt sie mit dem Schweizer Erfolgsautor Max Frisch zusammen, in Zürich, in Uetikon am Zürichsee und schließlich vor allem in Rom. Die Trennung von Frisch stürzt sie in eine tiefe psychische Krise. Sie zieht für zweieinhalb Jahre nach Berlin. Ende 1965 übersiedelt sie erneut nach Rom und bleibt dort

bis zu ihrem frühen Tod. In dieser Zeit arbeitet sie an ihrem groß angelegten Romanzyklus «Todesarten», aus dem sie nur «Malina» (1971) fertigstellt. Das Buch wird ein Verkaufserfolg. 1972 folgt der Erzählungsband «Simultan».

Das ist die berufliche Seite dieses unruhigen Lebens. Mindestens ebenso unstet stellt sich aber auch ihr privates Leben dar, das von überhastet eingegangenen Liebschaften, häufigem Zusammen- und wieder Auseinanderziehen, kaum vorbereiteten Orts- und Länderwechseln, abrupten Brüchen und immer wieder Fluchten gekennzeichnet ist, sehr oft auch einer Flucht zurück in die Kärntner Heimat, ins Klagenfurter Elternhaus und ins Gailtal. Sie lebe ohne ein eigenes Haus, ein Heim, ja sogar ein eigenes Arbeitszimmer, klagt sie immer wieder und prägt dafür die italienische Formel *senza casa*. Die Unruhe hat aber auch eine positive Seite, bewegt sich Ingeborg Bachmann doch in vielen literarischen und kulturellen Kreisen in verschiedenen Ländern, manchmal sehr sicher, manchmal eher unsicher: in der Wiener Szene, zu der sie als junge Frau aus der Provinz stößt; in der Gruppe 47, in der sie sich rasch als immer wieder eingeladenes Mitglied etabliert; in der westdeutschen Rundfunklandschaft, in der sie einflussreiche Förderer wie Ernst Schnabel, Alfred Andersch und Oswald Döpke hat; im dortigen Literaturbetrieb, den ihr Freund Walter Höllerer in den 1950er Jahren aufzubauen beginnt; in der Künstlergruppe auf Ischia um den englisch-amerikanischen Dichter W. H. Auden und den englischen Komponisten William Walton; in den römischen und neapolitanischen Kreisen von Kreativen im Literatur-, Zeitschriften-, Verlags-, Film- und Opernbereich. Beruflich, aber auch privat pflegt sie Kontakte zu Verlegern wie Gottfried Bermann Fischer, Klaus Piper, Giangiacomo und Inge Feltrinelli, Roberto Calasso, Klaus Wagenbach oder Siegfried Unseld, zu der einflussreichen Zeitschriftenherausgeberin Marguerite Caetani, zu Lektoren wie Martin Walser, Joachim Moras und Reinhard Baumgart. Liebesbeziehungen verbinden sie für kürzere oder längere Zeit mit einigen der einflussreichsten Akteure im deutschsprachigen Kulturbetrieb der Nachkriegsjahrzehnte: neben Henze vor allem Paul Celan, Max Frisch und Hans Magnus Enzensberger; aber auch mit weniger bekannten Männern wie dem französischen Journalisten Pierre Évrard, dem italienischen Germanisten Paolo Chiarini, dem österreichischen Schriftsteller Adolf Opel, dem deutschen Industriellen Fritz von Opel oder dem deutschen Ethno-

logen Hans-Jürgen Heinrichs. Rein kollegial und freundschaftlich waren – soweit wir wissen – ihre Beziehungen zu Günter Eich, Hans Werner Richter, Erich Fried, Wolfgang Hildesheimer, Heinrich Böll, Uwe Johnson und Günter Grass. Besonders verbunden war sie dem aus Deutschland in die USA geflohenen jüdischen Politikwissenschaftler und Politiker Henry Kissinger. Ingeborg Bachmann suchte und pflegte aber auch Freundschaften und kollegiale Kontakte mit anderen *Autorinnen* ihrer Zeit wie Ilse Aichinger, Marie Luise Kaschnitz, Nelly Sachs, Hilde Domin, Fleur Jaeggy oder Hannah Arendt. In ihrem Nachlass im Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek sind Briefwechsel mit mehr als tausend Korrespondenzpartnerinnen und -partnern aufbewahrt. Das ›unruhige Ich‹ Ingeborg Bachmann kann also nur verstanden werden, wenn man es in diesen vielfachen Konstellationen, in diesen verzweigten Briefnetzwerken und in etlichen Ländern sucht und verortet.

Multiple Rollen

Im Nachlass des deutsch-jüdischen Schriftstellers Wolfgang Hildesheimer (1916–1991) im Archiv der Berliner Akademie der Künste findet sich ein maschinenschriftlicher Brief aus dem Jahr 1954 mit der Absenderangabe »Paolo Trifoglio«. Hildesheimer selbst hat ihn mit dem Vermerk »Henze« versehen, so dass er im Berliner Archiv unter den Briefen des Komponisten an ihn abgelegt ist. Bei der Vorbereitung einer Ausgabe gesammelter Briefe von und an Hildesheimer stieß dessen Witwe Silvia Hildesheimer auf das Schreiben, das sie als ebenso aufschlussreich wie rätselhaft einschätzte: »Lieber geschätzter Freund, / Ihr Brief hat mich über die Massen erfreut [...]. / Nun, ich bin in Rom, der ewigen Stadt, wie Sie wissen, und die Dinge sind nicht immer, wie sie sein sollten, aber ewig ist ewig, dran will man nicht rütteln. Die Kälte schleicht über alle Steinböden und die Tramontana weht, ein eisiger Wind aus den Abruzzern, aber manchmal ist es natürlich auch schön, wegen dem Fremdenverkehr, und es gibt Amerikaner, die sich die Sonne sogar tonnenweise kaufen können. Uns armen Österreichern bleibt nur die bescheidene Gänsehaut. [...] Die Akzente wage ich Henze tatsächlich nicht unters Kopfkissen zu legen, aber er konsumiert zum Frühstück jetzt täglich einen Bachmannessay, um sich zu bilden, und sieht bedenklich blaß aus in der letzten Zeit.«¹ Silvia Hildes-

heimer fragt bei Henze nach: «Ist der Brief von Dir, der Du in die Diktion Ingeborgs schlüpfst, oder ist er vielleicht ein Brief, den ihr beide geschrieben habt und Du nur unterzeichnet hast?»² Henze ist sich mehr als vierzig Jahre später selbst nicht mehr sicher: «Von mir ist er nicht, denke ich. Bin sicher. Aber ist er von ihr? Es tönt so, als ob sie meinen schnoddrigen Stil von damals parodierte [...]. April–Mai 1954 war [...] leider gar keine gute Zeit für Ingeborg, das scheint mir auch deutlich ablesbar in dieser etwas gequälten Humoristik. Noch etwas ist zu bedenken: sie kommunizierte mit jedem Menschen auf eine andere, auf den Korrespondenten und auf sein Wesen abgestellte Weise – das Größte an Höflichkeit, muß man sagen, das allerdings zufolge hatte, daß ziemlich viele Leute mit dem Irrtum herumlaufen und -liefen, eine wichtige Persönlichkeit am Hofe der Dichterstürstin zu sein oder gewesen zu sein.»³ Bachmann schlüpft demnach mit diesem Brief in den parodistischen Schreibstil Henzes, den sie in einem solchen Maße parodiert, dass nach dem Tod der Verfasserin und des Adressaten Hildesheimer selbst die beiden ihnen besonders Nahestehenden die Rollen und Schreibweisen kaum noch unterscheiden können (und möglicherweise ging das schon Hildesheimer selbst mit der falschen Zuschreibung an «Henze» so). Jedenfalls kann anhand dieses Briefs die wichtige Einsicht gewonnen werden, die Henze formuliert: Bachmann kommunizierte mit ihren Briefpartnern auf eine jeweils ganz individuelle Weise.⁴ Das gilt insbesondere auch für ihren Briefwechsel mit Hildesheimer, in dem sie in historische Rollen und Stile schlüpft, wie sie sich etwa in deutschen Briefen aus dem Rom des 18. und 19. Jahrhunderts finden. Hildesheimer hat diese Art Rollenprosa auch in anderen Briefwechseln, etwa mit Hans Magnus Enzensberger,⁵ und in seinen Romanen und Erzählungen gepflegt und bis zur Virtuosität entwickelt.

In weiteren Briefen an Hildesheimer begegnet uns Bachmann in nochmals anderen Rollen, so in einem Brief aus Klagenfurt von Ende August 1956: «Lieber Onkel Wolfi, / die Korrespondenz ist durch meine Schuld recht ins Stocken gekommen, aber Du weißt ja, daß ich, nicht nur wegen der Erbschaft, immer herzlich an Dich und Tante Sylvia und meine Cousinen denke. Ich befinde mich auf Urlaub zu Hause, also wenn man das Urlaub nennen kann, denn der Chef hat mir soviel Arbeit aufgehast, daß ich kaum zum Schwimmen komme, und dabei steht mir die Bräune doch so gut. / Ich bin froh, wieder in unserer lieben Heimat zu sein, denn

in Italien sind die Leute doch sowieso nur falsch und ein Schmutz ist dort überall, also darüber möchte ich lieber schweigen. Eben keine Kultur. Aber in Venedig [...] war es doch besser, denn man spricht jetzt fast nur mehr deutsch dort, und viele von unsren Heimatbündlern und Gesangsvereinen machen dort eine anständige Propaganda für unsere Kultur.»⁶ Hildesheimer schreibt erläuternd dazu, «daß man den sprachlichen Gemeinplatz» in den 1950er Jahren «noch als satirischen Stoff in beliebiger Form pflegen konnte und durfte». Der vorliegende Brief sei aber «in seiner Art einzig. Es handelt sich um eine Rollenprosa, derer wir uns auch später noch oft bedienten, als eine Art Verwirrspiel. Er ist an Herrn Diplkfm. Wolfgang Hildesheimer gerichtet, und als fiktive Absenderin zeichnet auf dem Briefumschlag Hansi Knotek, Obergamsbart im Walzeratal, Tyrol.»⁷ Bachmann schafft sich hier die Rolle einer heimatverbundenen österreichischen Provinzlerin, die eine deutschnationale Ideologie vertritt, wobei Österreich im weiteren Verlauf des Briefes wie in den Jahren 1938 bis 1945 ganz selbstverständlich als mit Deutschland eng verbunden dargestellt wird. So werden nicht nur anti-italienische, sondern später auch anti-französische Klischees bedient. Dieser Versuch einer Stimmenimitation mutet rätselhaft, ja befremdlich an, wenn man bedenkt, dass der Adressat Wolfgang Hildesheimer wegen seiner jüdischen Zugehörigkeit von 1933 bis 1946 im Exil in England und Palästina lebte. In einem eher düsteren experimentellen Sprechakt wird der in den 1950er Jahren noch sehr mächtige gegnerische deutschnationale Diskurs aufgegriffen, der vor allem durch das Herabsetzen anderer Kulturen gekennzeichnet ist, die alle Beteiligten – Bachmann, Henze, Hildesheimer – so sehr liebten: Italien zuerst, dann auch Frankreich und England. Dass die Verfasserin sich auf den Adressaten einlässt, scheint hier gerade nicht der Fall zu sein. Und doch: Hildesheimer, der jüdische Emigrant, der gegen den Rat seiner verfolgten Eltern schon 1946 aus Palästina nach Deutschland zurückgekehrt ist, zunächst als Dolmetscher und Protokollant bei den Nürnberger Prozessen, nimmt den Ball auf und antwortet seiner ihn mit deutschtümelnder Zunge und unverhohlenem Schielen auf eine mögliche Erbschaft ansäuselnden vorgeblichen «Nichte» als ihr «Onkel Wolfi», der ebenfalls über Italien, besonders die Italiener, klagt und sie vor den Gefährdungen des Lebens in Paris warnt, wohin sie demnächst aufbrechen wird.⁸

Dabei handelt es sich um Extreme, die jedoch in ihrer Drastik das veranschaulichen, was Henze treffend beschreibt: Bachmanns Vermögen, manchmal auch die Manie, sich auf ihre jeweiligen Korrespondenzpartnerinnen und -partner mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln der Empathie und auch des Schreibstils einzustellen. Somit begegnen wir in ihren Briefen immer wieder einer anderen Seite ihrer Person. Ingeborg Bachmann hielt indes, wie Henze ebenfalls andeutet, nicht nur im Bereich der Briefkultur, sondern auch in ihrer übrigen Lebensführung ihre Beziehungen zu anderen Menschen so weit wie möglich voneinander getrennt. Vor allem wollte sie auf keinen Fall als Teil eines Paares, als bloßes Anhängsel eines bedeutenden Mannes, wahrgenommen werden. Allein mit Henze, von dem alle wussten, dass er homosexuell war, kamen solche öffentlichen Auftritte *à deux* für sie in Frage. Der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel (1935–2025) geht in seiner Einschätzung sogar noch weiter. In einer Berliner Kneipe habe er Bachmann kurz verlassen und bei seiner Rückkehr in den Raum nicht wiedererkannt: Am Tisch saß «eine völlig andere Frau». Erst als er den Schankraum ein drittes Mal betrat, habe er erneut «eine strahlende Ingeborg Bachmann» am Tisch vorgefunden. Sie habe stets mehrere Gesichter gehabt.⁹

Biographie – Fluch oder Segen?

Wer Ingeborg Bachmanns Biographie schreiben will, muss die Autorin als ein «unruhiges Ich» darstellen. Eine lineare Erzählung ihres Lebens ist nicht sinnvoll und vorerst auch nicht möglich. Denn viele biographische Details sind noch ungeklärt, weil wichtiges dokumentarisches Material bisher nicht veröffentlicht wurde und teils sogar weiterhin unter Verschluss ist. Der persönliche Nachlass, insbesondere die Familienkorrespondenz Ingeborg Bachmanns, befindet sich noch im Besitz der Erben. Und dabei wird immer deutlicher, wie wichtig ihre Herkunftswelt, ihre Eltern und auch ihre Geschwister für die Autorin gewesen sind.

Manche Biographinnen haben den direkten Zugang zur Familie (das sind zunächst die Mutter Olga Bachmann, später vor allem Bachmanns 1928 geborene Schwester Isolde Moser und ihr 1939 geborener Bruder Heinz Bachmann) gesucht und konnten Auszüge aus der Familienkorrespondenz zitieren (Andrea Stoll 2013).¹⁰ Andere haben sich bemüht, die

wichtigsten Wohnorte der Schriftstellerin zu beschreiben und/oder noch lebende Zeitzeugen und -zeuginnen zu befragen. Peter Hamm ist diesen Weg in seinem Fernsehfilm «Auf der Suche nach Ingeborg Bachmann» (1980) mit großer Sensibilität vorangegangen, für den er noch mit so wichtigen Personen wie Hans Weigel, Hans Werner Henze, Uwe Johnson oder Max Frisch sprechen konnte. Frauke Meyer-Gosau (2008) suchte vor allem die Orte auf, an denen Bachmann lebte, und Ina Hartwig (2017) führte eine Menge «Gespräche mit Zeitzeugen»; ihre Biographie blieb aber «in Bruchstücken» stecken. Auch Doppelbiographien zu Ingeborg Bachmann und Max Frisch (Ingeborg Gleichauf 2013, vor der Herausgabe des Briefwechsels veröffentlicht und daher heute größtenteils veraltet) sowie zu Bachmann und Paul Celan (Helmut Böttiger 2017) liegen vor.

Lange Zeit gab es in der Forschung starke Stimmen, die forderten, bei der Beschäftigung mit Ingeborg Bachmann alle biographischen Aspekte weitgehend auszublenden. Sigrid Weigel und Bernhard Böschenstein haben es 1997 als «eine Erschwernis und ein Glück zugleich» bezeichnet, dass die Briefe zwischen Bachmann und Celan – wie man damals meinte, noch auf sehr lange Zeit – in den Archiven verschlossen lagen: Statt ihrer «biographische[n] Neugier» nachzugehen, müsse sich die Forschung eben auf die «*literarischen*, nicht *brieflichen* Korrespondenzen» konzentrieren, auf die «Entzifferung eines faszinierenden Gewebes von Anspielungen, Verweisen, Zitaten und Adressierungen».¹¹ 1999 hat Weigel diese These zur Leitlinie ihrer Bachmann-Monographie mit dem programmatischen Untertitel «Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses» gemacht. Sie beruft sich dabei vor allem auf eine Stelle im Roman «Malina», an der das weibliche Ich seinem männlichen Alter Ego gegenüber äußert: «Ich möchte das Briefgeheimnis wahren. Aber ich möchte auch etwas hinterlassen.»¹² Weigel zufolge haben diese beiden Sätze weitreichende Konsequenzen für den Umgang mit den Texten Bachmanns: «Dieser Status biographischer Aspekte als Verworfenes der Theorie, als buchstäbliches Objekt, einerseits und die biographistischen interpretatorischen Kurzschlüsse andererseits haben von zwei Seiten her die Biographie zum Anathema im doppelten Sinne werden lassen, zum Tabuthema und zum Fluch, der auf einer Rezeption liegt, in der die Lektüre der Texte weitgehend ausfällt.»¹³ Schlimmer scheint es nicht zu gehen: Um diesem «Fluch» zu entgehen, solle auf «Mitteilungen *über* die Autorin», besonders

«über ihre Persönlichkeit, ihren Habitus und gar ihre Meinungen», also auf die Heranziehung von Zeitzeugendokumenten und -interviews, wie sie in vielen Biographien eine wichtige Rolle spielen, strikt verzichtet werden.¹⁴ Denn in der «germanistischen Rezeption» der Gegenwart setze sich «eine Verfügung über Bachmanns Geschichte fort, wie sie durch Zeitgenossen, durch Texte von Kollegen und der Literaturkritik vorbereitet war – und zwar in der bekannten Variante einer Verfügung überwiegend männlicher Verfasser über eine Schriftstellerin».¹⁵

Die Polemik Weigels ist nicht unerwidert geblieben. Der Kritiker Reinhard Baumgart, als Lektor und Freund Bachmanns selbst ein Zeitzeuge, sieht den «Wille[n] zur Diskretion» bei Weigel umschlagen «in einen Willen zur Ignoranz»; Bachmann werde in Weigels Buch «nur zugelassen als Textperson, gereinigt von fast allen Lebensspuren».¹⁶ Der Biographin Andrea Stoll zufolge erstarrt Weigels Darstellung «bis zur Unlesbarkeit in der inquisitorischen Verwerfung jedes persönlich erinnerten Gedächtnisraumes zugunsten einer strikt antibiografischen Konstruktion».¹⁷ Der Germanist Hans Höller diagnostiziert bei Weigel ebenfalls einen «antibiographischen Affekt» und gibt zu bedenken: «Vielleicht wäre biographisches Denken die Fähigkeit, in der Sprache der Texte die Gewalt historischer und lebensgeschichtlicher Erinnerungen zu vernehmen, aufmerksam zu werden für die konkrete Textgestalt und den Gedächtnisraum der Wörter.»¹⁸

Eine neue Quellenlage – die Briefwechsel-Editionen

Heute ist die radikale Ausblendung aller biographischen Zeugnisse und Dokumente bei der Beschäftigung mit Ingeborg Bachmann kaum noch vertretbar. Denn die Quellengrundlage hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren ganz entscheidend verbessert. Publiziert wurden seitdem – mit wenigen, allerdings schmerzlichen Ausnahmen – die wichtigsten und umfangreichsten Briefwechsel Bachmanns mit Geliebten, Freunden und Kolleginnen, dazu zwei Bände mit ihren autobiographischen Aufzeichnungen, ferner auch zahlreiche Briefwechsel und Erinnerungsbände aus dem Umkreis Bachmanns. Damit sind endlich wichtige Grundlagen dafür geschaffen worden, Ingeborg Bachmanns «unruhiges Ich» zu beschreiben.

Zuerst erschien 2004 der Briefwechsel mit Hans Werner Henze. 2008 folgte die Korrespondenz zwischen Bachmann und Paul Celan. Es ist das Verdienst des Bachmann-Forschers Hans Höller, das Projekt einer «Salzburger Bachmann Edition» (SBE) der «Werke und Briefe» Ingeborg Bachmanns angestoßen, vorangetrieben und Stück für Stück mit den Verlagen Suhrkamp und Piper realisiert zu haben – eine Edition, an der etliche Gelehrte aus Österreich, Italien und Deutschland mitarbeiten. Neben Werkbänden, deren Bedeutung vor allem in den gründlichen neuen Kommentaren liegt, und den beiden Bänden mit autobiographischen Notizen aus dem Nachlass («Male oscuro», 2017; «Senza casa», 2024) sind bislang die folgenden fünf Briefwechselbände erschienen, deren Texte zuvor fast ausnahmslos noch nicht zugänglich waren:

- der Briefwechsel mit Hans Magnus Enzensberger (2018);
- der Briefwechsel mit Ilse Aichinger und Günter Eich (2021);
- der Briefwechsel mit Max Frisch (2022);
- die Briefwechsel mit Marie Luise Kaschnitz, Hilde Domin und Nelly Sachs (2023);
- der Briefwechsel mit Heinrich Böll (2025).

Zusammen mit den beiden schon länger bekannten Briefwechseln sind das zehn (soweit es die Überlieferungslage zulässt) komplett edierte Korrespondenzen, allesamt mit Größen des deutschsprachigen Literatur- und Kulturbetriebs ihrer Zeit. Nach Auskunft der Gesamtherausgeberinnen der Salzburger Ausgabe, Uta Degner und Irene Fußl, sind weitere Briefwechsel-Editionen momentan nicht vorgesehen.

Natürlich ist das nicht «alles». «Alles» gibt es in der literaturgeschichtlichen Forschung ohnehin nie: Wir sind immer auf einem bestimmten Stand der Erschließung, zuweilen auch neuer, etwa durch Katastrophen oder menschliche Gewalteinwirkungen bewirkter schmerzlicher Verluste des historisch auf uns gekommenen Materials und müssen mit der uns gegebenen Überlieferungssituation leben und umgehen. Die Rede war schon von den über tausend Korrespondenzpartnern Bachmanns, deren Briefe allein im Wiener Bachmann-Nachlass erhalten sind – es wird noch lange dauern, das alles zugänglich zu machen, zu erschließen, zu kommentieren und zu bewerten. Aber es liegt nach dem beschriebenen mächtigen Editionsschwung nun doch ein großer Teil der wichtigsten Korres-

pondenzen vor, was man noch vor wenigen Jahren nicht zu erträumen wagte. Nun steht uns klar und gut nachvollziehbar vor Augen, dass Bachmann zu den am besten vernetzten Akteurinnen der europäischen, vor allem der deutschsprachigen Literatur- und Kulturszene seit 1945 zählt.

Ein paar gravierende Lücken gibt es allerdings: Bachmanns zahlreiche Briefe an ihren Wiener Förderer und Geliebten Hans Weigel kennen wir bislang nur in Auszügen, die in verschiedenen Büchern publiziert wurden; die Gegenbriefe Weigels scheinen völlig verloren zu sein. Der umfangreiche Briefwechsel mit dem Freund und Kollegen Uwe Johnson wurde für die Salzburger Ausgabe zwar vorbereitet, aber die Johnson-Erben zogen unverständlicherweise die Publikationsgenehmigung für den nahezu druckfertigen und schon angekündigten Band zurück, der daher bis auf Weiteres nicht erscheinen kann. Nur ein paar Einzelbriefe daraus sind separat veröffentlicht worden. Der im Rahmen der Salzburger Ausgabe anfangs ebenfalls vorgesehene Briefwechsel mit Alfred Andersch¹⁹ taucht in den aktuellen Planungen nicht mehr auf. Sehr zu beklagen ist, dass der schon lange angekündigte und konkret umrissene Band mit den «italienischen Korrespondenzen» Bachmanns²⁰ noch kein festes Erscheinungsdatum innerhalb der Salzburger Edition hat. Auch ihr Briefwechsel mit Walter Höllerer ist bislang nur in Auszügen bekannt. Ebenso kennen wir nur einige wenige Briefe aus dem Schriftverkehr mit Verlegern, Verlagslektoren und Rundfunkredakteuren, insbesondere mit Oswald Döpke, Klaus Piper und Siegfried Unseld, sowie mit Adolf Opel, einem der Geliebten Bachmanns in den 1960er Jahren. Das gilt auch für zahlreiche andere Korrespondenzen. Neuerdings ist Bachmanns langjährige Beziehung zu Henry Kissinger bekannt geworden; die vollständige Edition des Briefwechsels steht jedoch noch aus. Die empfindlichste Lücke ist und bleibt die Korrespondenz mit den Eltern und der übrigen Familie, die noch immer in Privatbesitz ist und Bachmann sicherlich noch einmal in einem ganz neuen Licht zeigen würde.²¹ Davon abgesehen aber ist das Allerwichtigste da: Es liegt in Buchform vor und kann von allen Interessierten gelesen werden.

Die «Salzburger Bachmann Edition» hat in der Literaturkritik Furore gemacht; das gilt besonders für die Briefbände und jene mit autobiographischen Notizen. Vor allem nach Erscheinen des Briefwechsels zwischen Bachmann und Frisch wurde wochen-, ja monatelang im Feuilleton und

auch in Literaturformaten im Fernsehen diskutiert, ob eine solche Ausgabe – obwohl von den jeweiligen Nachlassverwaltern ausdrücklich freigegeben – ethisch vertretbar sei, da ja Bachmann selbst von Frisch die Vernichtung ihrer Korrespondenz verlangt hatte. Die «Spiegel»-Kolumnistin Margarete Stokowski verstieg sich sogar zu dem Urteil: «Dieses Buch hätte nie erscheinen dürfen.»²² Das ist natürlich ein müßiges Aufbegehren, da sich einmal Gedrucktes in der Regel nicht mehr so leicht aus der Welt schaffen lässt und auch die Empörung auf das publizierte Material angewiesen ist.

Man hätte erwarten können, dass die neue Editionsfrage auch der literaturwissenschaftlichen Forschung zu Ingeborg Bachmann entscheidenden neuen Schwung gibt. Das ist bislang jedoch allenfalls in Ansätzen zu beobachten. Nach der Herausgabe des Briefwechsels mit Henze wurde die Zusammenarbeit Bachmanns mit dem Komponisten, die ohnehin schon länger intensiv untersucht worden war,²³ weiter diskutiert. Zudem musste nach der Publikation der Korrespondenz Bachmanns mit Celan die bis dahin häufig vertretene Forschungsmeinung, dass Bachmann als Lyrikerin für Celan uninteressant gewesen sei, klar revidiert werden. Aber die literaturwissenschaftliche Aufarbeitung der Briefwechselbände der Salzburger Ausgabe steckt noch ganz in den Anfängen.²⁴

Ein Leben in Korrespondenzen

Möglicherweise hat der Schwung der «Salzburger Bachmann Edition» die literaturwissenschaftliche und auch die biographische Forschung zu Ingeborg Bachmann bislang überfordert.²⁵ Der Salzburger Kreis scheint nach dem verhaltenen Auftakt in den ersten Jahren der Edition²⁶ einfach zu schnell zu sein mit der Publikation der Briefwechsel, insbesondere in den 2020er Jahren, als dass die Literaturwissenschaft hätte mithalten können.

In der vorliegenden Biographie jedoch wird die Herausforderung durch die neuen Editionen angenommen. Dass wir Ingeborg Bachmanns Leben, Denken, Fühlen und Schreiben jetzt in zehn ihrer wichtigsten Briefwechsel dokumentiert finden und nachvollziehen können, ist für eine Bachmann-Biographie eine unglaubliche Chance. Insbesondere nach dem Erscheinen der Korrespondenz mit Heinrich Böll, die noch einmal neue Schlaglichter auf Bachmanns Leben und insbesondere auf ihr Ver-

ständnis des Berufs einer Schriftstellerin wirft, ist der Zeitpunkt günstig wie nie zuvor, gleichsam ein Kairos, ein Höhepunkt der Bachmann-Forschung rechtzeitig zum hundertsten Geburtstag der Dichterin.

Mit diesem Buch wird diese einmalige Gelegenheit genutzt. Vorgelegt wird hier nicht nur eine neue Biographie Bachmanns neben den schon genannten anderen, sondern vor allem eine *neuartige* Biographie der österreichischen Dichterin. Die Materialien in den Bänden der Salzburger Ausgabe sollen in eine *Rekonstruktion gelebten Lebens* überführt werden. Das Leben der Autorin wird jedoch nicht in einem einzigen Durchgang durch ihre Lebensstationen erzählt, sondern in einer *multiperspektivischen Darstellung* erschlossen.²⁷ Angestrebt wird eine neue, vorläufige und durchaus spannungsreiche Synthese, deren Grenzen aber nicht verborgen werden sollen: So weit wie möglich wird Bachmann anhand der nunmehr zugänglichen Briefwechsel und einiger ergänzender Materialien in ihren freundschaftlichen, kollegialen und erotischen Konstellationen vorgestellt. Der Umstand, dass Ingeborg Bachmann ihre Beziehungen voneinander trennt, bringt es mit sich, dass sich jede einzelne der Beziehungen am besten aus der Lektüre des jeweiligen Briefwechsels heraus rekonstruieren lässt, soweit möglich und notwendig angereichert und präzisiert durch Kontextmaterialien. Die Korrespondenzen, die jeweils eine kürzere oder längere Lebensphase der Schriftstellerin in ihrer Kommunikation mit einem anderen Menschen ihrer Zeit dokumentieren, werden als sich überlagernde Kreise oder vielleicht besser: als sich immer wieder schneidende und dann wieder voneinander entfernende Sinuskurven verstanden. Bestimmte Zeitspannen, insbesondere die 1950er Jahre, werden im vorliegenden Buch daher in einem *mehrfachen Kursus* durchlaufen, wie er auch als Technik des filmischen Erzählens bekannt ist (man denke an «Die sieben Samurai» von Akira Kurosawa, 1954). Einzelne Ereignisse und Lebensumstände Bachmanns erscheinen so in einem immer wieder neuen Licht. Die Einschätzung beispielsweise des Treffens der Gruppe 47 in Niendorf an der Ostsee 1952 wird damit aspektreicher, aber auch in sich widersprüchlicher. Den Leserinnen und Lesern wird dadurch, dass diese Widersprüche nicht aufgelöst werden, ein eigenes Nach- und Weiterdenken über diese Ereignisse ermöglicht. Damit verbunden ist ein Konzept der *Desillusionierung*. Wir können das vergangene Leben eines anderen Menschen niemals «ganz» verstehen. Die meisten Biographien treten mit dem An-

spruch auf, die Brüche und Lücken in unserem Wissen vom Leben einer dargestellten Person zu glätten und zu überspielen; sie wollen die ›Rätsel eines Lebens lösen‹, indem sie erzählen, ›wie es wirklich gewesen ist‹ und, soweit möglich, was die beteiligten historischen Personen zu dem jeweiligen Zeitpunkt gedacht und was sie mit ihrem Handeln oder Nicht-handeln beabsichtigt und bezweckt haben. Im vorliegenden Buch wird anders vorgegangen. Die Darstellung folgt genau den zur Verfügung stehenden Quellen, die in einigen Fällen sehr lückenhaft sind. Den Extremfall bilden Bachmanns Schreiben an Nelly Sachs, von denen nur zwei Glückwunschtelegramme und eine mit vier anderen Personen verfasste Grußkarte überliefert sind. Gerade in solchen Fällen wird versucht, die Lücken durch Heranziehung anderer Texte und Dokumente, vor allem der Korrespondenz der Beteiligten mit Dritten, weniger klaffend und bedrohlich erscheinen zu lassen; doch niemals wird es gelingen, sie ganz zu füllen. Der *fragmentarische Status der Überlieferung* wird ernst genommen. Wo immer es sinnvoll erscheint, werden auch Zeitzeugenberichte oder nachträgliche Erinnerungen eines oder einer der Beteiligten ergänzend einbezogen. In fast allen Fällen sind das Texte der jeweils anderen, da Bachmann – soweit heute bekannt – außer ein paar summarischen Lebensläufen und ihren sporadisch gemachten tagebuchartigen Notizen so gut wie keine längeren autobiographischen Texte verfasst hat. Dabei werden die herangezogenen Texte stets mit einem strengen quellenkritischen Blick betrachtet, bewertet und genutzt. Das gilt auch für das in einigen Fällen verwendete Bild-, Audio- oder Videomaterial, das in seinen medialen Dimensionen und Brechungen dargestellt wird.

Kern der Darstellung ist also eine genaue Lektüre der vorliegenden Briefwechsel, die im Überblick, in ihrem Verlauf und in Bezug auf ihre wichtigsten Themen und Formen vorgestellt werden. Besonders aussagekräftige Passagen, zuweilen auch ganze Briefe werden einer genauen Analyse unterzogen. Die leitende Frage dabei ist, wie die jeweils schreibende Person (Bachmann oder ihr Korrespondent, ihre Korrespondentin) ihre aktuelle Situation und den Stand der Beziehung zu ihrem Gegenüber einschätzt und darstellt. Es geht nicht allein um den Informationsgehalt der Briefe, sondern immer auch um ihre literarische Qualität. Am jeweiligen Schreibverhalten Bachmanns und ihrer Korrespondenten sollen ihr Selbst- und Weltverhältnis sowie ihr Bild des oder der Anderen abgelesen werden.

Ingeborg Bachmann gehört wohl zu den letzten deutschsprachigen Autorinnen, für die der hand- oder maschinenschriftliche Brief, vereinzelt ergänzt um Telegramme (eine Kommunikationstechnik, die es heute schon gar nicht mehr gibt), ein ganz zentrales Medium ihrer Verständigung mit Verwandten, Freunden, Kolleginnen und Geschäftspartnern war. In einer Reihe von Korrespondenzen erfahren wir, dass das Telefon als ein die schriftliche Kommunikation ergänzendes und streckenweise bereits ersetzendes Medium zunehmend an Bedeutung gewinnt, trotz der damals noch hohen Kosten für die einzelnen Gespräche, besonders über Ländergrenzen hinweg. Intensiv thematisiert Bachmann diesen Medienwechsel vor allem in «Malina». Die Tatsache, dass sie vor der mit den elektronischen Medien verbundenen Revolution lebte und wirkte, hat ihre imposanten Korrespondenzen erst möglich gemacht.

Die heute bekannten Briefwechsel Ingeborg Bachmanns sind vor allem in einem Zeitraum von knapp zwanzig Jahren entstanden: Sie setzen ein, als für Bachmann wichtige Menschen, die sie in Wien kennengelernt hat, die Stadt und das Land verlassen – Celan 1948, Aichinger 1949. Neue Freundschaften und Briefwechsel kommen in den ersten Jahren ihrer Teilnahme an Treffen der Gruppe 47, also ab 1952, hinzu: mit Günter Eich (vor allem vermittelt über Aichinger), mit Böll und mit Henze. Enzensberger nimmt ab 1955 an den Treffen teil, der Briefwechsel beginnt aber erst 1957. Während ihres ersten Aufenthalts in Rom ab 1954 entsteht die Freundschaft mit Kaschnitz. Der vor allem briefliche Austausch mit Domin setzt erst 1957 ein, der mit Sachs Anfang 1958. Als letzte der hier behandelten Korrespondenzen ist diejenige mit Max Frisch zu nennen, die im Zusammenhang mit ihrem ersten Treffen im Juli 1958 in Paris ihren Anfang nimmt. Es wird der umfangreichste (mit knapp 300 Korrespondenzstücken) und zugleich der kürzeste Briefwechsel, bricht er doch im Jahr 1965 mit der Ladeliste einer Speditionsfirma fast unwiderruflich ab, sieht man von einer krampfhaften, ins Leere führenden Reprise in den Jahren 1972/73 ab.

Durch Abbrüche ist auch eine Reihe der anderen Korrespondenzen Bachmanns gekennzeichnet: 1968 endet ihr Briefwechsel mit Enzensberger, zeitgleich mit der Publikation ihrer «Vier Gedichte» in dessen «Kursbuch». Zwischen Bachmann und Celan bricht nach dem Jahresende 1961 Schweigen aus, unterbrochen nur durch zwei letzte, unbeantwortet ge-

bliebene Briefe Celans von 1963 und 1967. Die Freundschaft Bachmanns mit Ilse Aichinger und deren Mann Günter Eich zerfällt 1962. Hilde Domin gibt es nach dem Mai 1970 auf, Bachmann um weitere Beiträge für ihre Sammelpublikationen zu bitten. Vermutlich aufgrund der schweren psychischen Erkrankungen von Nelly Sachs endet der Briefwechsel 1967, zweieinhalb Jahre vor dem Tod der Literaturnobelpreisträgerin. Nur drei Korrespondenzen werden bis zum Tod Bachmanns oder kurz davor aufrechterhalten, wenn sie auch ab der zweiten Hälfte der 1960er Jahre immer schütterter werden. Das sind die kollegialen Freundschaften mit Heinrich Böll und Marie Luise Kaschnitz sowie die Lebensfreundschaft mit Hans Werner Henze, der im Sommer 1973 sogar noch deren letzten, den 47., Geburtstag mit der fast gleichaltrigen Freundin feiert. Alle drei schreiben berührende Texte zum Gedenken an die abrupt aus dem Leben gerissene Freundin.

Die Kapitel dieses Buches

Nicht für alle Lebensphasen Ingeborg Bachmanns sind die überlieferten und heute zugänglichen Korrespondenzen so dicht, dass eine durchgehende Gliederung anhand der Briefwechsel möglich wäre. Das gilt für die frühen Jahre Bachmanns bis zu ihrer Zeit in Wien, die in den ersten beiden Kapiteln dargestellt werden, ebenso wie für ihre letzten zehn Lebensjahre, die den Gegenstand der abschließenden beiden Kapitel bilden. Zwischen diesen vier rahmenden Kapiteln stehen die acht Kapitel zu den wichtigsten Korrespondenzen.

Kapitel 1 ist den ersten zwanzig Lebensjahren Ingeborg Bachmanns gewidmet: ihrer Kindheit und Jugend in Kärnten, seit dem «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich 1938 unter nationalsozialistischer Herrschaft; der unmittelbaren Nachkriegszeit unter britischer Besatzung und den ersten beiden Studiensemestern 1945/46 in Innsbruck und Graz. Bachmanns «Kriegstagebuch» sowie die Briefe ihres ersten Geliebten nach dem Krieg, des aus Wien kommenden jüdischen Besatzungsoffiziers Jack Hamesh, sind wichtige Quellen für dieses Kapitel.

In *Kapitel 2* geht es um Ingeborg Bachmanns Leben in Wien in den Jahren 1946 bis 1953. Schwerpunkte bilden ihr Studium, die Beziehung zu ihrem jüdischen Mentor und Geliebten Hans Weigel, ihre ersten litera-

rischen Veröffentlichungen sowie ihre Berufstätigkeit beim amerikanischen Besatzungssender Rot-Weiß-Rot.

Kapitel 3 behandelt Bachmanns in Wien beginnende und nach etwa fünfzehn Jahren endende Freundschaft mit Ilse Aichinger, die mehrere Angehörige im Zuge der nationalsozialistischen Deportation und Ermordung von Jüdinnen und Juden verloren hat, und mit deren deutschem Ehemann Günter Eich.

Die Beziehung zu dem jüdischen Dichter Paul Celan ist für Bachmann die tragisch scheiternde Liebe ihres Lebens. Mit niemandem sonst ist der poetische Austausch so eng und eindringlich wie zwischen Bachmann und Celan. Intensiv bemühen sie sich in ihrem Briefwechsel um die Erkundung der Möglichkeiten, nach dem nationalsozialistischen Zivilisationsbruch überhaupt noch Dichtung zu schreiben. Dieser wichtigsten Liebesbeziehung Bachmanns sind zwei Kapitel gewidmet (*Kapitel 4* und *5*).

In *Kapitel 6* werden unterschiedliche Modelle von Freundschaften mit männlichen Zeitgenossen behandelt: Zunächst geht es um die Freundschaft Bachmanns mit ihrem Kollegen Heinrich Böll, in welcher erotische Aspekte so gut wie keine Rolle spielen. Er schreibt vor allem erzählende Prosa und ist ein zutiefst human eingestellter, pragmatisch denkender Kollege, mit dem Bachmann über eine bemerkenswerte Bandbreite von Themen korrespondiert und auch ihre eigene lebenspraktische Seite zeigt und erprobt. Im zweiten Teil des Kapitels werden die Freundschaften mit vier Männern dargestellt, die für Bachmanns USA-Reise 1955 wichtig waren: Der nationalsozialistisch schwer belastete Publizist Hans Egon Holthusen hat ihre Einladung zur Harvard Summer School vermittelt. Mit dem Suhrkamp-Lektor und baldigen Verleger Siegfried Unseld blieb sie ihr Leben lang freundschaftlich und später auch geschäftlich verbunden. Der Politologe Henry Kissinger leitete das Seminar; zwischen ihm und Bachmann entwickelte sich eine enge emotionale Verbindung, die über fünfzehn Jahre anhielt. Der französische Publizist Pierre Évrard galt in Harvard als trotzkistischer Außenseiter; mit ihm begann Bachmann eine Liebesaffäre, die bis zu ihrem Tod immer wieder aufflammte.

Hans Werner Henze (*Kapitel 7*) ist für Bachmann der verlässlichste und belastbarste Lebensfreund und ihr wichtigster künstlerischer Kooperationspartner. Henze begleitet auch das Martyrium Bachmanns nach

ihrem Brandunfall in Rom im Herbst 1973 aus nächster Nähe. Daher ist bereits hier ausführlicher von ihrem Tod die Rede.

Die Beziehungen Bachmanns zu Nelly Sachs, Marie Luise Kaschnitz und Hilde Domin werden in *Kapitel 8* behandelt. Mit diesen Kolleginnen erörtert Bachmann Probleme von Autorinnenschaft in einer männlich dominierten Gesellschaft. Zuerst entwickelt sich der Kontakt zu Kaschnitz in Rom; ein paar Jahre später beginnen die Korrespondenzen mit Domin und Sachs, mit denen sich Bachmann nur ganz vereinzelt persönlich trifft. Bachmanns Freundschaft mit Kaschnitz ist an den Schluss dieses Kapitels gestellt, weil sie bis zum Tod der Jüngerin und darüber hinaus anhält.

Mit dem Schweizer Romanautor und Dramatiker Max Frisch, dem erfolgreichsten deutschsprachigen Schriftsteller der Nachkriegsjahrzehnte, versuchte Ingeborg Bachmann vier Jahre lang ein eheähnliches Leben zu führen, ein Versuch, der mit ihrem psychischen und körperlichen Zusammenbruch endete (*Kapitel 9*). Die emotionale Nähe und die künstlerischen Gemeinsamkeiten, die Bachmann mit Frisch teilte, erreichen niemals die Intensität, die aus ihren Briefwechseln mit Celan und auch Henze spricht. Intensiv erlebt werden vor allem die Krisen und die nicht enden wollende, qualvolle Phase der Trennung von Frisch.

Eine sommerliche Affäre in Rom entwickelt sich 1959 zwischen Ingeborg Bachmann und dem deutschen Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger (*Kapitel 10*). Zunächst gelingt es ihnen, diese Liaison in eine Freundschaft zu überführen, doch auch diese bricht 1968 ganz ab. Die Bekanntschaft Bachmanns mit Enzensberger beginnt zwar bereits 1955 und der Briefwechsel 1957, aber da die intensivste Phase dieser Beziehung in Bachmanns Jahre des Zusammenlebens mit Frisch fällt, ist das Enzensberger-Kapitel nach demjenigen zu Frisch platziert.

Als ihre Beziehung zu Frisch scheitert, verlässt Ingeborg Bachmann fluchtartig zunächst Rom, dann Uetikon, wo sie mehrere Monate ohne Frisch verbracht hat, und zieht nach Berlin. Diese Zeit ist durch schwere gesundheitliche und psychische Krisen, Krankenhaus- und Sanatoriumsaufenthalte und psychotherapeutische Behandlungen gekennzeichnet. Zugleich ergeben und vertiefen sich Freundschaften wie diejenige mit dem polnischen Exilautor Witold Gombrowicz und mit Angehörigen der Westberliner Literatenszene, zu der in diesen Jahren Günter Grass, Uwe Johnson und Hans Werner Richter zählen. 1964 unternimmt sie mit dem

jungen österreichischen Schriftsteller Adolf Opel zwei Reisen nach Prag und eine, die sie über Athen nach Ägypten und in den Sudan führt. Diese Phase, die weniger durch kohärente Briefwechsel als in Notaten aus der Zeit der Krankheit dokumentiert ist, wird in *Kapitel 11* dargestellt.

Gegen Ende des Jahres 1965 zieht Bachmann zurück nach Rom, wo sie die letzten knapp acht Jahre ihres Lebens verbringt (*Kapitel 12*). Auch jetzt entwickeln sich neue Freundschaften, insbesondere zu Angehörigen der römischen Kultur- und Literaturszene, aber auch zu Deutschen, die für längere oder kürzere Zeit in Rom leben. Bachmann zieht sich jedoch immer wieder tage- oder wochenlang in ihre jeweilige Wohnung zurück und schränkt ihre Reisetätigkeit stark ein.

Der Besuch von Auschwitz im Frühjahr 1973 führt die Dichterin wenige Monate vor ihrem Tod noch einmal zu einem Thema zurück, das sich durch ihr gesamtes Leben und Werk zieht: die anhaltenden Folgen des Nationalsozialismus und das schwierige Aufeinandertreffen jüdischer und nichtjüdischer Menschen in den Nachkriegsjahrzehnten, wie sie es mit Jack Hamesh, Hans Weigel, Ilse Aichinger, Paul Celan, Wolfgang Hildesheimer, Nelly Sachs, Hilde Domin und anderen erlebt hat. Damit hängt die Frage eng zusammen, welche Möglichkeiten sie als in der Zeit des Nationalsozialismus und als Tochter eines Parteimitglieds aufgewachsene österreichische Schriftstellerin hatte, eine Literatur zu entwickeln, die der Schuld gegenüber den Opfern ebenso gerecht wird wie den Anforderungen, die sie an sich selbst als schreibende Frau in den Jahrzehnten nach 1945 stellt. In ihrer letzten Lebensphase gibt es Ansätze zu einem Dialog mit dem jüdischen österreichischen Schriftsteller Jean Améry, einem Überlebenden der Shoah, der leider nicht mehr entfaltet werden konnte. Diese zentrale Frage steht am Schluss dieses Buches.

Eine abschließende Bemerkung zum Konzept der vorliegenden Biographie: Verzichtet wird weitgehend auf die detaillierte Darstellung und Analyse der kanonischen Werke, mit denen Bachmann bekannt geworden ist: den beiden Gedicht- und den beiden Erzählungsbänden, den Hörspielen, dem großen, Fragment gebliebenen «Todesarten»-Projekt und dem daraus hervorgegangenen Roman «Malina», den Vorlesungen, Essays und Reden. Zu all diesen Texten ist in der Bachmann-Forschung schon sehr viel gesagt worden. Zusätzliche Kapitel zu diesen Werken hätten die Kohärenz der Darstellung ebenso gesprengt wie den gerade eben noch möglichen

Umfang des Buches. Stattdessen konzentrieren sich die Analysen wie schon erwähnt auf besonders aussagekräftige Briefe und Briefabschnitte sowie auf kleinere und entlegenere, teilweise erst vor Kurzem veröffentlichte Texte wie einige Gedichte und Tagebuchnotizen. Gerade aus den noch nicht sehr bekannten Texten wird ausführlicher zitiert, um ihre immensen literarischen Qualitäten spürbar zu machen. Die Darstellung möchte die Lesenden dazu anregen, von diesen exemplarischen *kleinen Lektüren* ausgehend weiterzulesen, sich auf die Fülle der Briefwechsel und der literarischen Werke Ingeborg Bachmanns selbst einzulassen und dadurch immer neue Facetten «dieses unruhigen Ichs» kennenzulernen.

Eine österreichische Kindheit und Jugend im Schatten des Nationalsozialismus

Der Schritt aus dem Grenzland

Im September 1945 verlässt die neunzehnjährige Ingeborg Bachmann ihr Elternhaus in Klagenfurt am Wörthersee und beginnt ihr Studium an der Universität Innsbruck. Das ist ein von ihr lang ersehnter, aber kein leichter Schritt. Zwar hat sie über ihre Geburtsstadt, die Hauptstadt des südlichsten österreichischen Bundeslandes Kärnten, meist verächtlich geredet. So schreibt sie noch am 25. Juli 1970 an Uwe Johnson: «Man müßte überhaupt ein Fremder sein, um einen Ort wie Kl[agenfurt] länger als eine Stunde erträglich zu finden, oder immer hier leben, vor allem dürfte man nicht hier aufgewachsen sein und ich sein und dann auch noch wiederkommen.»¹ Aber ihre Bindung an die Eltern und die beiden jüngeren Geschwister war und blieb dennoch eng.² Zudem war der Sommer 1945, wie sie damals festhielt, «der schönste Sommer meines Lebens».³

Ingeborg Bachmanns Vater Matthias Bachmann (1895–1973) stammt aus dem Dorf Obervellach bei Hermagor im Gailtal, gut achtzig Kilometer westlich von Klagenfurt und ebenfalls noch in Kärnten gelegen. Es befindet sich nahe der italienischen Grenze und nicht weit von Slowenien, das bis 1918 Teil des Habsburgerreichs und danach Bestandteil verschiedener Staatsgebilde war, die sich ab 1929 (und – mit Unterbrechung in der Zeit der deutschen Besatzung – bis 1992) Jugoslawien nannten. Grenzstreitigkeiten mit dem sich konstituierenden slawischen Staat – der sogenannte «Abwehrkampf» – prägen die Region bis in die 1920er Jahre hinein.⁴ Dieser Teil Kärntens zeichnet sich aber auch durch seine Zwei-

sprachigkeit aus: Neben dem Deutschen behauptet sich das Slowenische im Alltag, etwa in den Ortsnamen. Wenn sie sich später an ihre Herkunftswelt und deren Bewohnerinnen und Bewohner erinnert, betont Ingeborg Bachmann immer wieder das ›Windische‹ an ihnen, also das Nicht-Deutsche und die Nähe zum Slawischen, auch ihre Einbindung in die Natur: «Etwas Land, etwas anders als hier, Tal, Stadt, Seen, österreichisch, windisch, verklemmt zwischen drei Länder».⁵

Die Mutter Olga Bachmann, geborene Haas (1901–1998), kommt aus Heidenreichstein im Waldviertel, das zu Niederösterreich gehört; der Ort liegt nur ein paar Kilometer von der tschechischen Grenze entfernt. Ingeborg Bachmann wird am 25. Juni 1926 geboren, ihre Schwester Isolde 1928, ihr Bruder Heinz 1939. Die Kinder werden – der Konfession des Vaters entsprechend – protestantisch getauft; die Mutter ist katholisch. Die Familie gehört also der protestantischen Minderheit in Kärnten an. Matthias Bachmann, ein Hauptschullehrer und später auch -direktor, im Ersten Weltkrieg als junger Mann Offizier der österreichischen Armee, wird im Zweiten Weltkrieg bereits Ende August 1939 als Oberleutnant der Reserve in die deutsche Wehrmacht eingezogen (er ist schon 44 Jahre alt), bald darauf zum Hauptmann und später zum Major befördert und bleibt bis zum Kriegsende aktiver Offizier.⁶ Anschließend verbringt er einige Monate in amerikanischer Kriegsgefangenschaft, aus der er am 20. Juli 1945 entlassen wird.⁷ Besonders wichtig aber ist, dass Matthias Bachmann schon 1932 der NSDAP beigetreten ist, die 1933 in Österreich verboten wird.⁸ Zu Recht stellt Hans Höller fest, dass in allen autobiographischen Texten Ingeborg Bachmanns – und, soweit das heute zu überblicken ist, auch in ihren Briefen – «das Schweigen darüber» zu finden ist, «daß das Kärnten ihrer Kindheit und Jugend und ihre Familie längst vor dem Einmarsch der Hitler-Truppen sich an den Nationalsozialismus verraten hatten».⁹ Woran liegt das? «Die NSDAP verfügt in Kärnten, dem Grenzland, schon früh über eine viel höhere Organisationsdichte als in anderen Bundesländern. 1932 werden in mehreren Gemeinden Nationalsozialisten zu Bürgermeistern gewählt.»¹⁰ Im selben Jahr tritt «ein großer Teil der Kärntner Lehrerschaft» der NSDAP bei, «unter ihnen auch der Vater Ingeborg Bachmanns».¹¹ Noch vor dem ›Anschluss‹ Österreichs an das Deutsche Reich 1938 wurden die «reiche Alltagskultur und das Erlebnis der Kärntner Landschaft [...] der deutschnationalen ›Volksgemeinschafts‹-Ideologie

unterworfen», einer fragwürdigen «Heimat-Kultur».¹² Es ist schwer vorstellbar, dass Bachmanns Vater als Parteimitglied und Schulleiter hier ganz abseitsgestanden hat. Ein Indiz mag sein, dass er auch auf zahlreichen Familienfotografien in Kärntner Heimattracht zu sehen ist.¹³

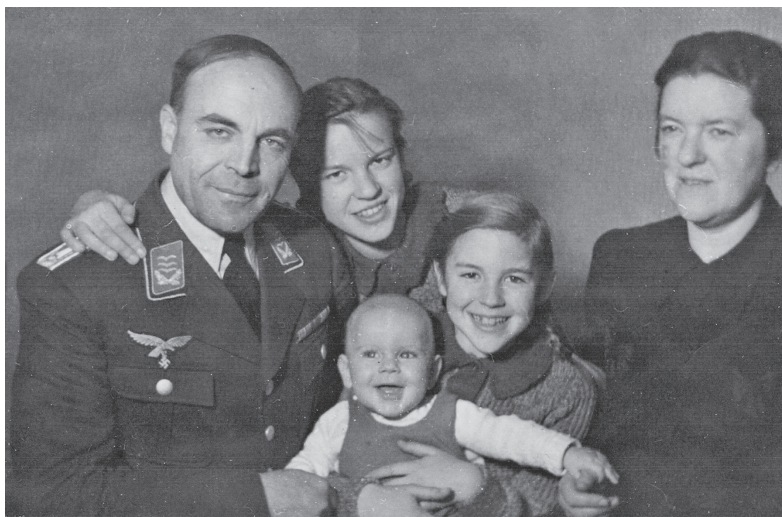
Eine wichtige Bezugsperson ist für Ingeborg Bachmann bis 1945 auch Josef Friedrich Perkonig (1890–1959), der bekannteste und erfolgreichste Kärntner Heimatdichter, dessen Vater slowenischsprachig war und der sich daher als ein Vertreter des «Grenzlandes» verstand.¹⁴ Perkonig hatte starke Affinitäten zum Nationalsozialismus, setzte sich vehement für den «Anschluss» Österreichs ein und wurde 1938 Leiter der Reichsschrifttumskammer in Kärnten. Seit 1922 war er Professor für Deutsch an der Lehrerbildungsanstalt in Klagenfurt. Nach ihrer Matura im Februar 1944 trat Bachmann im September 1944 in die Lehrerbildungsanstalt ein, um einem auch den jungen Frauen ihres Jahrgangs drohenden Fronteinsatz in Polen zu entgehen. In Kauf nahm sie, dass sie mit dieser Entscheidung auf ein Universitätsstudium verzichten musste, für welches der Kriegseinsatz in dieser Phase zur Voraussetzung gemacht wurde. Das Klima an der Lehrerbildungsanstalt ist viel stärker durch die nationalsozialistische Ideologie geprägt, als Bachmann das von ihrer Schule kennt.¹⁵ Im letzten Kriegshalbjahr ist Bachmann Schülerin Perkonigs und entwickelt eine Bewunderung für ihn. Die ersten literarischen Texte, die sie in ihrer Schulzeit und im letzten Kriegsjahr schreibt, stehen unter dem Einfluss der Heimatdichtung Perkonigs.¹⁶ Zu nennen wären etwa das Trauerspiel «Carmen Ruidera» (1942), das in der Zeit der napoleonischen Kriege spielt, und der umfangreiche Erzähltext «Das Honditschkreuz» (1943), in dem ein reales Mahnmal aus der Heimatregion ihres Vaters zum Ausgangspunkt einer Helden-erzählung, wiederum aus der Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon, wird. «Auch wenn ihr Schreiben seit der Jugend überregional ausgerichtet war – indem es sich zunächst an den Deutschen Klassikern und bald auch an der Moderne orientierte –, war sie entschlossen, möglichst früh zu publizieren, auch, indem sie dafür Kompromisse gegenüber dem in der Provinz gepflegten Stil und de[m] von der Politik gewünschten Themenkatalog einging.»¹⁷ Inge von Weidenbaum, die Mitherausgeberin der Werkausgabe von 1978, ist wohl die Erste, die – unter Berufung auf Olga Bachmann – die familiäre Anekdote erzählt, dass Bachmann 1944 nach Wien gereist sei, um auf Empfehlung Perkonigs bei dessen «nazistische[m]

Mitstreiter [...] Franz Karl Ginskey [...] ein Urteil» über das Drama einzuholen.¹⁸

Matthias Bachmann arbeitete seit 1923 als Lehrer in Klagenfurt. Bis 1933 lebte die Familie zur Miete in einer Mansardenwohnung in der Durchlaßstraße 5 unter beengten Verhältnissen, die Bachmann Jahrzehnte später in ihrer Erzählung «Jugend in einer österreichischen Stadt» literarisiert dargestellt hat.¹⁹ 1933 kaufte der Vater ohne Wissen der Mutter ein Reihenhauses mit Garten in der Henselstraße 26 in Klagenfurt. Das Aufwachsen in diesem neuen Eigenheim ermöglichte den beiden Schwestern und später auch dem 1939 geborenen Bruder eine relativ unbeschwerte Kindheit. Ingeborg besuchte nach der Volksschule das katholische Ursulinen-Gymnasium, das nach dem «Anschluss» in eine staatliche «Oberschule für Mädchen» umgewandelt wurde, dessen Lehrerinnen aber weiterhin eine gewisse Distanz zum Regime bewahrt haben sollen.²⁰ Den Zwängen, dem «Bund Deutscher Mädel» (BDM), der NS-Organisation für weibliche Jugendliche, beizutreten, soll sich Ingeborg Bachmann erfolgreich entzogen haben.²¹

Die Sommer verbrachte die Familie fast immer im ländlichen Obervellach, dem Herkunftsort des Vaters. Bachmanns Erinnerungstexte und zahlreiche Familienfotografien dokumentieren die sommerliche Idylle ebenso wie das Familienleben in Klagenfurt.²² Dazu gehört aber auch der Vater in Wehrmachtsuniform, etwa vor der Abreise nach seinem Weihnachtsurlaub 1939.²³ Dennoch stellt Bachmann das Familienleben stets als eine Art Gegenwelt gegen die äußere Welt des Nationalsozialismus und des Krieges dar.

Es gibt eine späte Interviewäußerung von Ingeborg Bachmann, die immer wieder angeführt wird, wenn es um ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus und zu dessen Auswirkung auf ihren Lebensweg geht: «Es hat einen bestimmten Moment gegeben, der hat meine Kindheit zertrümmert. Der Einmarsch von Hitlers Truppen in Klagenfurt. Es war etwas so Entsetzliches, daß mit diesem Tag meine Erinnerung anfängt: durch einen zu frühen Schmerz, wie ich ihn in dieser Stärke vielleicht später überhaupt nie mehr hatte. Natürlich habe ich das alles überhaupt nicht verstanden in dem Sinn, in dem es ein Erwachsener verstehen würde. Aber diese ungeheure Brutalität, die spürbar war, dieses Brüllen, Singen und Marschieren – das Aufkommen meiner ersten Todesangst. Ein ganzes



Auf Heimaturlaub – Matthias, Ingeborg, Heinz, Isolde
und Olga Bachmann, Weihnachten 1939

Heer kam da in unser stilles, friedliches Kärnten.»²⁴ Die Szene ist nicht wörtlich auf den «Moment» des Einmarsches der deutschen Truppen in Klagenfurt, der am 12. März 1938 erfolgte, zu beziehen. An diesem Tag nämlich war Ingeborg Bachmann gar nicht in der Stadt, sondern dem Zeugnis ihrer Schwester und ihres Bruders zufolge «mit ihren Eltern und Geschwistern beim Skifahren».²⁵ Der «Moment» bezeichnet vielmehr in einem erweiterten Sinne die ersten Wochen nach dem «Anschluss» und dem Einmarsch der deutschen Truppen, etwa den Besuch Adolf Hitlers in Klagenfurt am 5. April 1938, der von der dortigen Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen wurde. Wichtiger aber ist, dass von dieser Begeisterung der Kärntner Bevölkerung bei Bachmann überhaupt nicht die Rede ist. Der Einmarsch erscheint bei ihr vielmehr ausschließlich als brutale Okkupation durch rücksichtslose, zu jedem Gewaltakt bereite Truppen, die «unser stilles, friedliches Kärnten» besetzten und die friedliebende einheimische Bevölkerung und damit auch die Sprecherin selbst mit «Todesangst» erfüllten.

Im Januar 1944 werden die ersten massiven alliierten Bombenangriffe auf Klagenfurt geflogen.²⁶ Die drei Kinder der Familie Bachmann sind

allein zu Haus, da die Mutter den Vater, der Fronturlaub hat, in Schlesien besucht. Die Kinder kommen nicht zu Schaden, und auch das Haus bleibt unzerstört. Aber nach dieser Erfahrung zieht die Mutter bald darauf mit Isolde, welche die Hauptschule bereits abgeschlossen hat, und dem noch nicht fünfjährigen Heinz nach Obervellach in ein kleines Haus, das Matthias Bachmann von seinen Eltern geerbt hat. Dort bleiben sie bis zum Ende des Krieges, während die siebzehnjährige Ingeborg allein in Klagenfurt ausharrt, zunächst, um ihre Matura abzuschließen, aber auch danach bis Kriegsende. Angesichts weiterer Bombenangriffe und der Truppenbewegungen in der Endphase des Krieges ist sie erheblichen Gefahren ausgesetzt. Erst im Mai 1945 verlässt sie Klagenfurt und zieht für den Sommer zu ihrer Familie nach Obervellach, wo im Juli auch der aus der Kriegsgefangenschaft entlassene Vater eintrifft. Wie Deutschland ist Österreich nach dem Krieg in vier Besatzungszonen aufgeteilt, die von jeweils einer der Siegermächte verwaltet werden. Kärnten gehört wie der größte Teil des südlichen Österreichs zur britischen Besatzungszone.

Ein ›Tagebuch‹ aus Krieg und Nachkrieg

In der zweiten Jahreshälfte 1944 in Klagenfurt und im Sommer 1945 in Obervellach verfasst Ingeborg Bachmann einen zweiteiligen Prosatext, der als reinschriftliches, sechs Seiten umfassendes Typoskript mit nur wenigen Korrekturen überliefert ist.²⁷ Hans Höller hat ihn in seiner Erstausgabe (2010) «Kriegstagebuch» überschrieben, obwohl diese Bezeichnung nur auf den ersten Teil zutrifft. Im zweiten Teil wird ein ländliches Leben in der unmittelbaren Nachkriegszeit geschildert. Die Neuauflage im Band «Senza casa» (2024) übernimmt dennoch diesen Titel.

Auch als ›Tagebuch‹ kann der Text nur eingeschränkt bezeichnet werden: Zwar beginnt er gleich mit der Anrede an «Mein geliebtes Tagebuch»²⁸ und weist im Folgenden einige Merkmale von Tagebüchern auf, die auf unmittelbar ablaufendes oder gerade abgeschlossenes Geschehen Bezug nehmen. Aber der hohe Ausarbeitungsgrad des Typoskripts macht klar, dass es sich um einen redigierten und nachträglich ins Reine geschriebenen Text mit einer klaren Struktur handelt, den man literaturwissenschaftlich heute wohl am treffendsten als autofiktionale Erzählung bezeichnen würde.

Der erste Teil des Textes stellt die Entwicklung der letzten Kriegsmomente aus der Sicht der Ich-Erzählerin so gerafft dar, als handle es sich um nur wenige Tage. Er setzt nach der Anrede an das Tagebuch ein mit der erleichterten Feststellung «[...] jetzt bin ich gerettet. Ich muß nicht nach Polen und nicht zur Panzerfaustausbildung.» Die «Rettung» verdankt die Erzählerin ihrem Vater, einem verdienten Offizier, der an der «Ostfront» schwer verletzt wurde und sich in diesem Sommer 1944 auf einem Genesungsurlaub in seinem Heimatdorf Obervellach aufhält (Informationen, die der Text selbst allerdings nicht gibt). Er begleitet die achtzehnjährige Tochter nach Klagenfurt, um die Formalia für sie zu regeln. Zugute kommen ihm dort seine Kontakte als Lehrer und Schulleiter. Vermittler ist sein Kollege Bernhard Haßler, der Pädagogik an der Lehrerbildungsanstalt unterrichtet. Haßler rät der jungen Frau, sich dort anzumelden, «denn man braucht so viele Lehrer. Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen, daß mich die verhaßte Lehrerbildungsanstalt einmal retten würde.» Sie wird sofort eingeschrieben und soll von Beginn der Ausbildung an schon selbst an Schulen unterrichten. Zuvor ist nur noch die Hürde der strengen Beamtin in der «Kreisabteilung» zu überwinden, die wie eine Figur aus einem Roman Franz Kafkas geschildert wird. Erst im zweiten Anlauf gelingt es der Erzählerin, die Beamtin davon zu überzeugen, «daß ich mich für ein Studium nicht eigne und daher Lehrerin werden wolle, auch weil es kriegswichtiger sei, für die Kinder». Eine eidesstattliche Erklärung, auf ein Studium zu verzichten, unterschreibt die Protagonistin nach kurzem Zögern und ruft sich selber zu: «Nein, ich bin sicher, in diesem Land werde ich nicht mehr studieren, in diesem Krieg nicht mehr. So ein Irrsinn, auch nur einen Augenblick zu zögern!»²⁹ Sogleich tut sich hier eine Perspektive über den Krieg und das gegenwärtige Regime hinaus auf. Ob das wirklich noch zur Zeit der NS-Herrschaft so formuliert wurde, bleibe dahingestellt.

Der folgende Satz blendet in «die erste Schulstunde» über, in der die Erzählerin alle anderen jungen Frauen, die diesen Lehrgang besuchen, als «Fanatikerinnen» erkennt. Ein «Vollalarm» gleich nach der ersten Stunde unterbricht die Ausbildung sofort wieder.³⁰ Mit einer Mitschülerin, die sie noch aus dem Gymnasium kennt, entzieht sie sich der Verpflichtung, gemeinsam mit der Gruppe den Bunker aufzusuchen, und fährt an einen vertrauten Platz am Waldrand.

Der zweite Absatz macht einen Zeitsprung vom Herbst 1944 in das Frühjahr 1945: «Die Russen sind in Wien und wahrscheinlich auch schon irgendwo in der Steiermark.» Die Befreiung Wiens durch die Rote Armee erfolgte am 13. April 1945. Gleichzeitig drangen die sowjetischen Truppen auch in der Steiermark vor. Gemeinsam mit einer anderen Schulfreundin erörtert die Sprecherin Selbstmordpläne für den Fall einer sowjetischen Besatzung, denn «niemand kann ja voraussehen, was sie mit uns machen werden, ob sie uns hierlassen oder nach Sibirien bringen. Rechnen darf man nur mehr mit dem schlimmsten.»³¹

Im dritten Absatz schildert die Ich-Erzählerin, wie sie auf einen verheerenden Bombenangriff reagiert, bei dem eine Familie in der unmittelbaren Nachbarschaft getötet wurde: «Ich gehe nicht mehr in den Bunker hinauf. [...] In der Straße ist jetzt niemand mehr. Die Tage sind so sonnig. Ich habe einen Sessel in den Garten gestellt und lese. Ich habe mir fest vorgenommen, weiterzulesen, wenn die Bomben kommen.»³² Ihre Lektüren seien vor allem Rilkes «Stundenbuch» (also nicht sein heroischer «Cornet» oder seine Gedichte zum Ersten Weltkrieg) und Baudelaires «Fleurs du mal». Ihr Verhalten begründet sie damit, dass sie die Enge des Bunkers und die Aussicht, «mit allen wie in einer Viehherde zugrundezugehen», nicht mehr ertragen könne. Wenn sie schon sterben müsse, dann wolle sie das «Wenigstens im Garten. Wenigstens in der Sonne.» Sie habe nun «keine Angst mehr».³³

Die Ich-Erzählerin drückt hier eine klare Widerstandshaltung in der letzten Phase des Krieges aus. Inwieweit diese Haltung auch nach außen erkennbar ist, da ja in ihrer Straße aktuell außer ihr niemand mehr lebt, ist nicht ganz klar. Der Leiter der Lehrerbildungsanstalt, der Musiklehrer Anton Anderluh, wird im Folgenden als «ein Wahnsinniger» dargestellt, dessen fanatisches Handeln das Leben der ihm anvertrauten Auszubildenden akut gefährdet. Sie sollen nun vor der Stadt ohne jeden Schutz Verteidigungsgräben ausheben. Nach kurzer Zeit und beim ersten Alarm entfernt sich die Erzählerin eigenmächtig von dieser sinnlosen Tätigkeit. Sie sieht sich in Opposition zu den «Erwachsenen», den «Herren ‹Erzieher›, die uns umbringen lassen wollen».³⁴ Zusammen mit einer ihrer Freundinnen beschließt sie, «nicht mehr in die Schule» zu gehen, zumal die Lehrer sie noch gar nicht einzeln kennen. Die Freundin hat «Angst, daß wir wegen Desertion erschossen werden können. Aber in diesem Wirbel jetzt

halt ichs für ausgeschlossen, daß sich jemand um uns kümmert.» Die junge Erzählerin setzt hier ihren unbefangenen Anarchismus gegen das sich auflösende menschenverachtende Regime und dessen Handlanger. Dennoch sehnt sie sich nach dem Wiedersehen mit ihrer Familie, die im ländlichen Gailtal lebt. Der letzte Satz lautet: «Nein, mit den Erwachsenen kann man nicht mehr reden.»³⁵ In diesem ersten Teil ihres «Tagebuchs» erzählt Ingeborg Bachmann eindrucksvoll die Coming-of-Age-Story einer Heranwachsenden, die sich in der Schlussphase der NS-Herrschaft und des Krieges weitgehend allein in höchst gefährlichen Lebenssituationen bewähren muss.

In einem ganz anderen Ton ist der zweite Teil der autofiktionalen Erzählung gehalten. Geschildert wird die erste Nachkriegszeit im Dorf Obervellach und in der Kleinstadt Hermagor im Gailtal, wiederum aus der Sicht der Heranwachsenden, die ein gutes Jahr zuvor ihre Matura abgelegt und das letzte Kriegsjahr allein in Klagenfurt zugebracht hat. Ausgangspunkt ist wie im ersten Teil eine Erfahrung mit der Bürokratie, nunmehr mit der Field Security Section, der nachrichtendienstlichen Militärpolizei der britischen Armee, die für die Ausstellung neuer Ausweise zuständig ist.³⁶ Die Erzählerin sieht sich mit zwei britischen Offizieren konfrontiert, einem Südafrikaner, der nicht ohne Stereotype als «wild» aussehend «mit einem Bart» und «nur gebrochen» Deutsch sprechend geschildert wird, und einem anderen Mann, der als «klein und eher häßlich», «Augengläser» tragend wahrgenommen wird, aber «fließend deutsch mit einem Wiener Akzent» spricht. Er bringt die Protagonistin in Verlegenheit, da er sie gleich darauf anspricht, dass sie als 14- bis 18-Jährige sicher Mitglied des BDM, des «Bundes Deutscher Mädel», gewesen sei. Die Frage, ob sie eine Führungsrolle darin hatte, verneint sie wahrheitsgemäß, wird aber «vor Verzweiflung noch röter».³⁷ Wenn die Zeugnisse stimmen, dass sie sich einer BDM-Mitgliedschaft stets entzogen habe, hat sie zur Verzweiflung eigentlich keinen Anlass.

Es ist keine Liebe auf den ersten Blick, die sich zwischen der jungen Ingeborg Bachmann und dem britischen Besatzungsoffizier und Dolmetscher Jack Hamesh, einem 1920 geborenen Wiener Juden, der mit einem der Kindertransporte 1938 nach England entkommen konnte, einstellt. Bei ihrer nächsten Begegnung auf offener Straße, also ohne die klare Rollenverteilung im Amt, erweist sich Hamesh, der mit dem Fahrrad unter-

Ländliches Idyll mit
Besatzungsoffizier –
die Jugendfreundin
Lisl, Ingeborg Bach-
mann, Jack Hamesh
und die Schwester
Isolde in Obervellach,
Kärnten, 1945



wegs ist, als der Verlegene. Als er nach dem Verwandtschaftsgrad anderer Bewohner des Dorfes zu ihr fragt, denkt sie über deren Verstrickung in den Nationalsozialismus nach; die engsten eigenen Verwandten kommen in diesen Überlegungen jedoch nicht vor, und überhaupt: «Ich habe natürlich kein Wort von dem gesagt, was ich mir gedacht habe, er hätte es sicher nicht verstanden, und ich kenne ihn ja kaum. Ich weiß auch nicht, was er von mir will.» Im folgenden, auf den 11. Juni 1945 datierten Eintrag geht es um eine Freundin Bachmanns, die sich in einen Engländer verliebt hat, deren Lebensträume jedoch auf enge Grenzen stoßen, denn «Heirat zwischen den Engländern und Österreicherinnen ist verboten von der Militärregierung», weshalb sie die Emigration nach England erwägt.³⁸ Ein solches Lebensmodell lehnt die Sprecherin für sich ab und setzt ihm ein anderes entgegen: «Natürlich will ich fort, aber damit ich

studieren kann, und ich will überhaupt nicht heiraten, auch keinen Engländer wegen ein paar Konserven und Seidenstrümpfen.» Als Grund wird hier vor allem angeführt: «[...] ich bin doch viel zu jung»;³⁹ und dennoch ist es dieses Lebensmodell, der Verzicht auf eine bürgerliche, auf Versorgung und materiellen Wohlstand ausgerichtete Ehe und die Entscheidung für die eigene intellektuelle Bildung, an dem Bachmann sich auch weiterhin orientieren wird. Ein näheres Verhältnis zu Jack Hamesh kommt hier noch gar nicht in den Blick.

Das ändert sich mit dem folgenden Eintrag vom 14. Juni: «Ich bin noch ganz durcheinander.» Ausgelöst hat die Verwirrung die dritte Begegnung mit Jack Hamesh, der diesmal «mit einem Jeep gekommen» ist, also wieder als Vertreter der Militärpolizei auftritt. Wie zu erwarten, erregt das Beisammensein der jungen Einheimischen mit dem sechs Jahre älteren britischen Offizier großes Aufsehen im Dorf. Die Erzählerin erfährt erst jetzt seine Vorgeschichte als verfolgter Wiener Jude; dass er zwischen 1938 und 1941 in Palästina in verschiedenen Kibbuzim gearbeitet hat, ist noch kein Thema.⁴⁰ Sehr schnell stellt sich eine enge Geistesverwandtschaft zwischen den beiden so verschiedenen jungen Leuten heraus: Man redet über Bücher von Thomas Mann, Stefan Zweig, Arthur Schnitzler und Hugo von Hofmannsthal, das heißt von deutschen, vor allem aber österreichisch-jüdischen Autoren der Moderne, die alle zur Zeit der NS-Herrschaft verboten waren: «Ich war so glücklich, er kennt alles und er hat mir gesagt, er hätte nie gedacht, daß er ein junges Mädel finden würde in Österreich, das trotz der Nazierziehung das gelesen hat.» Aus dieser intellektuellen Nähe entwickelt sich eine erste, in dieser Phase wohl gegenseitige Verliebtheit: «Wir haben bis zum Abend geredet, und er hat mir die Hand geküßt, bevor er gegangen ist. Noch nie hat mir jemand die Hand geküßt. Ich bin so verdreht und glücklich, und wie er fort war, bin ich auf den Wallischbaum [einen schräg gewachsenen, bei den Kindern beliebten Baum in der Umgebung] gestiegen, es war schon dunkel, und ich hab geheult und mir gedacht, ich möchte mir nie mehr die Hand waschen.»⁴¹

Die Beziehung gewinnt in den folgenden Notaten immer mehr an Dynamik. Vor allem entfaltet sich ein Lehrer-Schülerin-Verhältnis zwischen dem schon welterfahrenen Soldaten und der jungen Österreicherin. Themen der Diskussion und gemeinsamen Lektüre sind «Weltanschauung

und Geschichte», vor allem Theorien des «Sozialismus und Kommunismus», etwa «Das Kapital» von Karl Marx – eine intellektuelle Beschäftigung, welche der Mutter der Protagonistin verschwiegen werden muss. Die junge Frau ist sich nun sicher, dass sie Philosophie studieren will, und wird von Hamesh darin bestärkt. Nur ihr anderes Hauptinteresse, das an Lyrik, stößt bei ihm nicht auf Gegenliebe: «Gedichte hat er nicht besonders gern. [...] Nur von den Gedichten hab ich nichts gesagt.» Nun, da sie selbst Interesse daran gefunden hat, einem Mann zu gefallen, ärgert sie sich, dass sie ihrer Freundin ihre einzigen präsentablen Schuhe ausgeliehen hat, so dass sie selbst «mit den alten Schlapfen herumgehen» muss.⁴²

Die letzten drei Absätze des Textes ziehen ein Resümee dieses sommerlichen Zusammenseins mit einem Mann: «So ist das also. Alle reden über mich, und natürlich auch die ganze Verwandtschaft. ‹Sie geht mit dem Juden.›» Auch die Mutter zeigt sich besorgt und «ganz nervös», weniger, weil sie befürchtet, dass diese Beziehung zu weit gehen und die Grenzen des Anstands überschreiten könnte, als «wegen ‹mit dem Juden›». Die Tochter lässt sich dadurch aber nicht beirren und geht «jetzt erst recht» mit ihrem neuen Freund durch das Dorf, selbst «wenn alles Kopf steht».⁴³ Der Antisemitismus ist – so macht diese Passage deutlich – in dem Kärntner Dorf und damit auch in der Verwandtschaft der Protagonistin nach Kriegsende ungebrochen präsent. Zwar wird nicht gesagt, dass die Mutter ihn teilt, doch erscheint sie zumindest als opportunistisch, wenn sie die üble Nachrede befürchtet, weil ihre Tochter «mit dem Juden» geht. Die Tochter nimmt für sich einen offensiven Umgang mit dieser trüben und gefährlichen Grundhaltung in Anspruch und lässt sich von ihrer den Nichteinheimischen gegenüber offenen und unbefangenen Lebenseinstellung nicht abbringen.

Im folgenden Absatz nimmt die Sprecherin eine viel allgemeinere Perspektive ein und entwickelt eine optimistische Lebenseinstellung, die ihr die Erlebnisse dieses Jahres 1945 ermöglicht haben: «Das ist der schönste Sommer meines Lebens, und wenn ich hundert Jahre alt werde – das wird der schönste Frühling und Sommer bleiben. Vom Frieden merkt man nicht viel, sagen alle, aber für mich ist Frieden, Frieden! Die Leute sind alle so entsetzlich dumm; haben sie denn erwartet, daß nach einer solchen Katastrophe das Schlaraffenland von einem Tag zum andern ausbricht! Daß die Engländer nichts andres im Kopf haben werden, als uns

auf Rosen zu betten? Mein Gott, wer hätte vor ein paar Monaten denn überhaupt gedacht, daß man es auch nur überleben wird! Auf die Goria [eine Bergwiese am Rande der Gailtaler Alpen] gehe ich jetzt jeden Tag wieder, allein und um zu träumen, herrlich zu träumen! Ich werde studieren, arbeiten, schreiben! Ich lebe ja, ich lebe. O Gott, frei sein und leben, auch ohne Schuhe, ohne Butterbrot, ohne Strümpfe, ohne, ach was, es ist eine herrliche Zeit!»⁴⁴

Diese Sätze der Neunzehnjährigen sollten wir im Blick behalten, wenn wir Ingeborg Bachmanns wechselnde Stimmungen und Weltbetrachtungen in den folgenden achtundzwanzig Jahren ihres Lebens beobachten. Am Anfang steht ein nahezu grenzenloser Optimismus, eine rückhaltlose Neugier auf die Welt. Immer wieder wird diese Stimmung bei ihr auftreten, allerdings im Wechsel mit weitaus dunkleren Phasen.

Der letzte Absatz des Textes wendet sich wieder konkreteren Themen zu: «Von Papa reden wir überhaupt nicht mehr.»⁴⁵ Das Schicksal von Matthias Bachmann ist zu diesem Zeitpunkt, im Frühsommer 1945, noch ganz ungewiss: Hat er überlebt? Ist er in Kriegsgefangenschaft, und wenn ja, in amerikanischer, britischer oder sowjetischer? Doch am 20. Juli 1945 wird er aus US-amerikanischer Gefangenschaft nach Obervellach zurückkehren. Ein schlimmes Problem der Zeit ist auch die Nahrungsmittelknappheit, zuweilen der Hunger. Besondere Sorgen bereitet der dreizehn Jahre älteren Schwester die Ernährung ihres erst sechsjährigen Bruders.

Was sie selbst angeht, ist für sie klar: Sie will so schnell wie möglich studieren, und zwar in Wien. Ob und wann das sein kann, ist aber zu diesem Zeitpunkt ungewiss: «Man weiß ja im Grund überhaupt nichts. Aus Wien kommen Gerüchte von Plündern und Vergewaltigen, es ist schrecklich. Ob ich überhaupt nach Wien fahren werde können. Wann? und Wie? Ich kann doch nicht ewig hierbleiben und warten, warten. Für mich gibts hier nichts zu tun, nichts zu lernen. Wenn die Universitäten nicht aufmachen, muß ich bald eine Arbeit suchen.»⁴⁶

Briefe aus Palästina

Jack Hamesh spielt am Ende des Nachkriegs-«Tagebuchs» schon gar keine Rolle mehr, obwohl er noch ein ganzes weiteres Jahr, bis zum Juni 1946, in Hermagor stationiert bleiben sollte. Anschließend ging er nicht nach

England zurück, sondern emigrierte erneut und endgültig nach Palästina. Dort verdiente er sein Geld als Hafenarbeiter in Tel Aviv-Jaffa, gab also seine intellektuellen Ambitionen, die für Ingeborg Bachmann so wichtig waren, weitgehend auf. Er starb 1987; zu seinen beiden Söhnen nahm Heinz Bachmann später Kontakt auf.⁴⁷

Aber es ist schön, dass wir auch die Sicht Hameshs auf diese nach ein paar Monaten allmählich auslaufende Liaison haben: Hans Höller hat alle erhaltenen Briefe Hameshs an Bachmann in der Erstausgabe des «Kriegstagebuchs» abgedruckt. Im Original befinden sie sich wie das «Tagebuch» selbst im Privatnachlass Bachmanns. Zum Wintersemester 1945/46 beginnt Ingeborg Bachmann ihr Studium, zunächst allerdings nicht in Wien, sondern in Innsbruck, im Sommersemester 1946 wechselt sie nach Graz. Nur noch vereinzelt ist sie in den Ferien in Hermagor und Obervellach. Der erste erhaltene Brief datiert von Ostern 1946 (21./22. April 1946), also etwa neun Monate nach dem Berichtszeitraum von Bachmanns Nachkriegs-«Tagebuch». Hamesh, der hier als «Jakob», später vor allem als «Jäcki» oder einmal auch «Jaky» unterschreibt (sein genauer Geburtsname ist nicht überliefert), verfasst die Briefe in einem recht unsicheren und eigenwilligen Schriftdeutsch, schließlich ist seit acht Jahren die Sprache seines täglichen Schriftverkehrs eine andere. Im Gegensatz zu Bachmann hatte er aufgrund seines Exildaseins keine Gelegenheit zu studieren und blieb Autodidakt. Zu Ostern hat man sich verpasst; aufschlussreicher ist Hameshs nächster Brief vom 17. Juni 1946. Bachmann ist in Graz, und Hamesh denkt sehnsuchtsvoll an ihr letztes Zusammentreffen zurück; nicht ganz klar wird, wann das genau war: «Die letzten Tage die wir zusammen verbrachten sind noch immer in ihrer ganzen Lebhaftigkeit in meiner Erinnerung. Sowohl der schweigsame Schwimmnachmittag als der letzte schöne Abend den wir zusammen verbrachten. [...] Schade dass Du weg bist liebe Inge.»⁴⁸ Durch sie erst habe er, der schon «den Glauben» an die Menschen «verloren» hatte, erfahren, «dass es doch noch wert ist an Menschen zu glauben. Nicht an alle, an wenige an einzelne an Dich».⁴⁹ Was sie betrifft, hebt er hervor, dass sie sich bei aller Familienorientierung danach sehne, «alleine zu sein». Die Zukunft ist für ihn, der bereits seine Emigration nach Palästina vorbereitet, ungewiss, daher auch «wie lange wir noch zusammen sein werden» und «ob und wann wir uns dann wiedersehen werden»: «Meine Zukunft kommt mir vor wie ein grauenhaftes Labirynth,

wo es kein heraus mehr gibt.»⁵⁰ Umso mehr hält er an seiner Erinnerung fest. Offenbar kommt es noch zu einem letzten Treffen, als Bachmann am 22. Juni 1946 einen «für ihn überraschenden Abschiedsbesuch» in Obervellach macht.⁵¹ Den nächsten Brief schreibt er bereits aus dem «Entlassungslager Villach» an der italienischen Grenze.⁵² Eine Woche später, aus Neapel, blickt er voller Schmerz darauf zurück, was er alles hinter sich gelassen hat. Bachmann sei in dieser Situation «gefasster» und «die stärkere» gewesen.⁵³ Er siedelt nach Palästina um, ohne die zionistische Vision, an die viele jüdische Migranten zu dieser Zeit glauben, zu teilen. Stattdessen bekundet er die Nähe zu derjenigen, die er gerade hinter sich gelassen hat: «Liebe Inge auch jetzt wo ich weit von Dir bin, bin ich noch immer bei Dir.»⁵⁴ Zweieinhalb Wochen später ist Hamesh in Tel Aviv angekommen. Von Erleichterung über die gelungene Auswanderung kann er nicht berichten, vielmehr erfährt er eine «völlige Entwurzelung, eine Haltlosigkeit wie ich sie noch nie zuvor miterlebt hatte».⁵⁵ Erstmals äußert er auch Vorwürfe gegenüber der in Kärnten zurückgebliebenen Freundin: «Nur eines tut mir noch immer weh! Du sagtest kein einziges Wort vom Wiedersehen o[der] vom dableiben oder vom wiedertreffen irgendwo irgend einmal. / Ich weiss es wird schwer sein, aber Die Hoffnung dass es einmal sein kann hätte uns davon sprechen lassen sollen. Noch in der letzten Sekunde auf der Hauptstrasse als ich Dir weinend entgegen lief als unser Wagen an Dir vorbeifuhr selbst Damals hast Du nichts davon gesagt».⁵⁶

Erst in seinem nächsten Brief, fast vier Monate später, bezieht sich Hamesh auf zwei Antwortschreiben Bachmanns, die wie alle ihre Briefe an ihn verschollen sind. Dass sie ihm nach seiner Abreise im Sommer zunächst nicht geschrieben hat, ist auch dadurch zu erklären, dass er ihr erst nach einigen Wochen eine feste Postadresse angeben konnte. In einem ersten Brief ist sie offenbar kaum auf seinen tiefen Trennungsschmerz eingegangen, da sie «selbst mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte». Aber mit ihrem zweiten Brief zeigt sie ihm, «dass doch noch eine enge menschliche Bindung zwischen uns besteht, dass Du mich doch nicht ganz vergessen hast». Dennoch scheint nun auch ihm immer deutlicher zu werden, dass sein Gefühl, sie «über alles» zu lieben, von ihr nicht erwidert wird.⁵⁷ Zugleich weiß er wohl Bescheid über die politische Belastung Matthias Bachmanns und deren berufliche Folgen: «Was macht die Angelegenheit Deines Vaters? ... // Ist er schon wieder als Lehrer tätig.»⁵⁸ Auf

ihre Bitte hin berichtet er ihr erstmals ausführlich von seinem neuen Leben, das von Anfang an durch harte Arbeit geprägt ist und Lektüre nur in der Freizeit zulässt. Sein Resümee lautet: «Wir beide sind allein, die Gründe sind wohl verschieden, aber die Folgen sind dieselben.»⁵⁹

In einem letzten langen Brief an Bachmann vom 16. Juli 1947 zeigt sich Hamesh abgeklärter und zugleich resignierter; er hat sich mit seinem neuen Leben abgefunden und schildert detailliert die politischen und sozialen Gegebenheiten in Palästina kurz vor der Gründung des Staates Israel. Dass sie ihn einmal dort besuchen könnte, ist zu keinem Zeitpunkt Thema, und auch die zuvor zumindest unbestimmt erwogene Rückkehr nach Österreich wird von ihm gar nicht mehr erwähnt. Ein Bedürfnis ist es ihm jedoch, noch einmal zusammenfassend zum Ausdruck zu bringen, wie sehr er sie anerkennt, ja verehrt: «Wenn ich Deine Zeilen lese so kann ich nicht umhin, Dich immer von Neuem zu bewundern. Nicht viele Mädels in Deinem Alter wären imstande sich so mit ihrer Zeit und ihren Problemen so auseinanderzusetzen, wie Du es tust. Du hast in diesen Jahren der Probe gelernt, bist geistig und menschlich vorwärtsgekommen, während die Mehrzahl Deiner gleichaltrigen Zeitgenossen stehengeblieben sind und was noch schlimmer ist, sie werden sich überhaupt nicht mehr entwickeln können.»⁶⁰ Bachmann misst er dagegen ein erhebliches intellektuelles Entwicklungspotential und eine besondere Stellung zu, und er sollte damit recht behalten.

Mit Jack Hamesh geht die neunzehnjährige Ingeborg Bachmann ihre erste Beziehung zu einem jüdischen Mann ein, der 1938 ein Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung und Vertreibung in Österreich war und 1945 als militärischer Vertreter der Siegermächte in das Land zurückkehrte. Was ihre intellektuelle Entwicklung angeht, so sorgten die mit ihm verbrachten Sommermonate des Jahres 1945 für einen wichtigen Schub nach vorn. Mit ihren literarischen, insbesondere lyrischen Ambitionen konnte er jedoch wenig anfangen. Ihren energischen Studienwunsch, verbunden mit einem Ortswechsel, konnte die Verbindung mit ihm nicht aufhalten, wobei er selbst ihr Studium sogar vehement befürwortete. Doch Bachmanns Weg beginnt mit einem doppelten Handicap: «Die gebürtige Klagenfurterin trug an den Schuhen, mit denen sie nach Wien kam, im Gegensatz zu ihren jüdischen Freunden und Freundinnen, sowohl die Erde der Provinz als auch das Quallengift nationalsozialistischer

Phrasen, die sie – ohne sich ihnen entziehen zu können – eine ganze Jugend hindurch begleitet hatten.»⁶¹

Studienbeginn in Innsbruck und Graz

Auf welchem Weg sie ihre literarischen Ambitionen verwirklichen könnte, steht Bachmann vor ihrem Aufbruch aus Klagenfurt noch nicht klar vor Augen, wie sie noch 1971 in dem schon angeführten Interview bekundet. Anders sieht es dagegen mit ihren Studienabsichten aus: «Ich habe nur eines gedacht: daß ich nach Wien gehen und Philosophie studieren müsse, und genau das habe ich auch getan.»⁶² Aber warum geht sie nicht gleich nach Wien, wie sie es sich so dringlich wünscht? Sicher spielen die «Gerüchte von Plündern und Vergewaltigen»⁶³ in Wien eine wichtige Rolle. Zu bedenken ist auch, dass die Besatzungsmächte UdSSR, USA, Großbritannien und Frankreich die Hauptstadt in vier Sektoren aufgeteilt hatten. Darüber hinaus liegt Wien mitten in Niederösterreich, das zur sowjetischen Besatzungszone gehörte. Man musste also, um nach Wien zu kommen, von Kärnten aus über die Steiermark, die beide britisches Besatzungsgebiet waren, die berüchtigten sowjetischen Grenzkontrollen zu Niederösterreich mit erheblichen bürokratischen Hürden und Unwägbarkeiten passieren.⁶⁴ Völkerrechtlich hielt dieser Besatzungszustand in Österreich noch bis 1955 an.

Obwohl sich die nächstgelegene Universität in Graz befand, ebenfalls in der britischen Besatzungszone, entschied sich Ingeborg Bachmann dafür, nach Innsbruck in Tirol, also in die französische Besatzungszone, zu gehen, wo sie zum Wintersemester 1945/46 ihr Studium begann. Auffällig ist, dass in späteren Äußerungen über diesen ersten Schritt aus ihrer Herkunftswelt hinaus die Studienorte Innsbruck und Graz nicht auftauchen. Eine autobiographische Skizze, die wohl im Zusammenhang mit ihren frühen westdeutschen Rundfunkaufnahmen 1952 entstanden ist, beginnt folgendermaßen: «Ich habe meine Jugend in Kärnten verbracht, im Süden, an der Grenze, in einem Tal, das zwei Namen hat – einen deutschen und einen slowenischen. [...] So ist nahe der Grenze noch einmal die Grenze: die Grenze der Sprache – und ich war hüben und drüben zu Hause [...]; denn über den Bergen, eine Wegstunde weit, liegt schon Italien. / Ich glaube, dass die Enge dieses Tals und das Bewußtsein der Grenze mir das

Fernweh eingetragen haben. Als der Krieg zu Ende war, ging ich fort und kam voll Ungeduld und Erwartung nach Wien, das unerreichbar in meiner Vorstellung gewesen war. Es wurde wieder eine Heimat an der Grenze, zwischen Ost und West, zwischen einer großen Vergangenheit und einer dunklen Zukunft. Und wenn ich später auch nach Paris und London, nach Deutschland und Italien gekommen bin, so besagt das wenig, denn in meiner Erinnerung wird der Weg aus dem Tal nach Wien immer der längste bleiben.»⁶⁵ Der Name ihrer Geburtsstadt Klagenfurt wird nicht genannt, vielmehr rückt die Vorstellung einer Jugend auf dem Lande in den Vordergrund. Topographisch dominieren zwei Begriffe: das Tal, das mit «Enge» assoziiert wird, und die Grenze, die zu Slowenien und Italien, aber auch diejenige zwischen den drei Sprachen. Das «Fernweh» habe die Autorin aus der «Enge dieses Tals» und aus der Grenzregion nach Wien geführt, das wiederum ein Ort der Grenze zwischen Ost und West sei. Zunächst strebt sie also nicht danach, die Grenze, etwa nach Italien oder Jugoslawien, zu überschreiten, sondern sucht die Hauptstadt des kleinen Landes Österreich auf, das selbst seit 1945 von zahlreichen Zonengrenzen durchzogen ist. In Wien treffen ferner die «große[] Vergangenheit» des Habsburgerreichs und eine «dunkle[] Zukunft» aufeinander. Bei aller Weltläufigkeit, die sich die Autorin seitdem durch Reisen in viele europäische Länder erworben hat, gilt doch, dass «der Weg aus dem Tal nach Wien immer der längste bleiben» wird.

Der «Weg aus dem Tal» führte Bachmann aber gar nicht direkt nach Wien im Nordosten, sondern zunächst ganz in den Westen des geteilten Landes, nach Innsbruck. Erst im zweiten Semester, im Frühjahr 1946, ging es weiter nach Graz, das tatsächlich auf der Strecke von Klagenfurt nach Wien liegt. So war dieser Weg also wirklich sehr lang, er verlief über drei Studienorte und dauerte ein ganzes Jahr.

Ganz anders setzt der «Versuch einer Autobiographie» an, den Bachmann vermutlich im Jahr 1966 als Vorbereitung für eine nicht zustande gekommene Rundfunksendung im Rahmen einer Reihe über «Dichter unserer Zeit»⁶⁶ schrieb: «Geboren am 25. Juni 1926 in Klagenfurt. Musil sagt zu dem Ort etwas wie ›kein Ort, wo man gewöhnlich zur Welt kommt‹. Für mich ist Klagenfurt aber immer ein durchaus plausibler Ort gewesen. 1926 war mein Vater seit kurzem Lehrer in der Stadt, vorher soll er in Krumpendorf [am Wörthersee] und in Mauthen [einem Ortsteil von

Hermagor] gewesen sein.»⁶⁷ Es folgt die merkwürdig indiskrete Geschichte von «Mary», der «erste[n] Braut» des Vaters, einer «Offizierswitwe mit Kind» – eine Leidenschaft, welche der Vater aber recht bald überwunden habe. Auf welche Quellen sich Bachmann hier stützt, ist unklar. Erst im zweiten Absatz wird nachgetragen: «Mein Vater ist das jüngste von vielen Kindern einer alten Bauernfamilie.»⁶⁸ Die Mutter kommt in dem gesamten Text nicht vor. Dann folgen Anekdoten zu den Klagenfurter Wohnungen, zur Schulzeit, zu einer frühen Gewalterfahrung durch die völlig unmotivierte Ohrfeige eines Jungen. Vom Tal, der Grenze, von Wien und von der Überwindung vieler Grenzen im weiteren Leben ist nicht mehr die Rede – und erst recht nicht von ihren ersten Studienorten Innsbruck und Graz.

Im September 1945 verlässt Ingeborg Bachmann also das heimatliche Kärnten, um an der Universität Innsbruck zu studieren.⁶⁹ Das Studium der ältesten Tochter bedeutet für die Familie eine erhebliche finanzielle Belastung, zumal in einer Zeit, in welcher der Vater wegen seiner NS-Mitgliedschaft noch vom Schuldienst ausgeschlossen ist und als Hilfsarbeiter sein Geld verdienen muss. Es wird daher eine Hypothek auf das Haus in der Henselstraße aufgenommen.⁷⁰ Ein Grund für die Wahl von Innsbruck könnte sein, dass Bachmann bei Verwandten aus Obervellach unterkommen konnte, die nun in Arzl bei Innsbruck wohnten.⁷¹ Der Ort liegt wenige Kilometer nordöstlich von Innsbruck; auf dem Weg dorthin kommt man durch Mühlau, wo Georg Trakl begraben liegt, den Bachmann sehr bewunderte.⁷²

In Innsbruck studierte Bachmann im Hauptfach Philosophie einschließlich Psychologie und im Nebenfach Germanistik; sie belegte Lehrveranstaltungen auf den Gebieten Gegenwartsphilosophie, Logik, Mystik und Metaphysik, ferner auch kunstgeschichtliche Vorlesungen, etwa zur modernen Malerei.⁷³

Nachdem sie die Semesterferien wieder in Obervellach verbracht hat, setzt sie im Sommersemester 1946 ihr Studium an der Universität Graz fort. Hier wohnt sie mit ihrer Schulfreundin Ingeborg Frey zusammen, die 2012 berichtet: «Innsbruck hat ihr gar nicht gut gefallen, wie sie mir später sagte. Dort hat jeder jeden gekannt. Ich machte ihr dann den Vorschlag: «Komm doch nach Graz!» Dann ist sie zu mir nach Graz gekommen und hat bei mir gewohnt. In der Brockmanngasse war das, alles war

hier primitiv, die Wohnung war im Winter nicht geheizt.»⁷⁴ Eine weitere Schulfreundin aus dem Klagenfurter Gymnasium, die Bachmann in Graz wiedertrifft und die wie Frey Germanistik studiert, ist Anna Maier. Ein Passus in einem Brief Bachmanns an Frey, den sie kurz nach ihrer Ankunft in Wien zum folgenden Wintersemester geschrieben hat, deutet darauf hin, dass es während des Grazer Sommersemesters 1946 ein vertrautes Miteinander der drei Kärntner Schulfreundinnen gegeben hat. Am 16. Oktober 1946 fragt Bachmann bei Frey an, ob sie ihre «Weckeruhr bei Dir in Graz vergessen» habe oder aber «in der Haydngasse 10». ⁷⁵ Ingeborg Frey bleibt auch im Anschluss an dieses Semester in Graz, während Ingeborg Bachmann und Anna Maier zum Wintersemester 1946/47 an die Universität Wien wechseln.

Bachmanns Studienfächer in Graz sind dieselben wie in Innsbruck: Philosophie mit Psychologie als Hauptfach und Germanistik als Nebenfach; der Besuch kunstgeschichtlicher Vorlesungen ist für das Grazer Semester nicht mehr nachgewiesen.⁷⁶ Aber wir haben eine Interviewäußerung von ihr aus dem Jahr 1962, in der es um die Frage geht, woher sie ihre juristischen Kenntnisse habe, die nötig gewesen sind, um die Erzählung «Ein Wildermuth» aus dem Band «Das dreißigste Jahr» verfassen zu können. Ihre Aussage nennt zwar keinen Ort, bezieht sich aber inhaltlich klar auf ihr Studiensemester in Graz: «Als ich mich an der Universität einschrieb, hatte ich keine Ahnung, daß ich mich für eine Fakultät entscheiden müßte [...] [:] so hospitierte ich denn zwei Semester gleichzeitig an der juristischen und philosophischen Fakultät. Das bedeutete, daß ich einen Sommer lang an einem Bezirksgericht praktizierte».⁷⁷

Innerhalb des Faches Jura belegte Bachmann in Graz Vorlesungen aus dem Bereich Staatswissenschaft. In Wien nahm sie diesen Studienbereich erst im Wintersemester 1949/50 und im Sommersemester 1950 wieder auf, nachdem sie ihre philosophischen Pflichtveranstaltungen absolviert hatte. Innerhalb der Staatswissenschaft belegte sie soziologische Vorlesungen sowie Veranstaltungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte; zu einem Abschluss führte sie diese Zusatzstudien nicht.⁷⁸ Aus diesen zusätzlichen Studienschwerpunkten – sogar nach Abschluss der Promotion – spricht dennoch ein bemerkenswertes Interesse an pragmatischen Fragen des Funktionierens von Gesellschaften und Staaten.

Ingeborg Frey berichtet, dass sie und Bachmann schon während der Schulzeit «heimlich Privatstunden in Englisch»⁷⁹ genommen hätten, da an ihrer Schule nur Französisch als Fremdsprache unterrichtet wurde.⁸⁰ Auch in Graz absolvierte Bachmann einen Englischkurs. Mit ihren Sprachkenntnissen konnte sie wenig später in Wien englische Texte für die Zeitschrift «Der Turm» übersetzen. Wichtiger noch: Im März 1951 wurde sie beim Amerikanischen Nachrichtendienst (AND) angestellt, und im Herbst desselben Jahres wechselte sie zum US-amerikanischen Rundfunksender Rot-Weiß-Rot, wo sie als Script Writer and Editor arbeitete und auch englische Hörspiele übersetzte.⁸¹

Aus den ersten beiden Studiensemestern sind nur wenige Briefe Bachmanns an die Eltern überliefert und darin wird von «keine[n] besonderen Vorkommnissen» in Bezug auf das Studium berichtet.⁸² In die Zeit nach dem Grazer Sommersemester fällt die erste literarische Veröffentlichung: In der in Klagenfurt erscheinenden «Kärntner Illustrierten» wird am 31. Juli 1946, gezeichnet nur mit dem Namen «Bachmann», die Erzählung «Die Fähre» gedruckt. «Aus dem Fundus ihres Jugendwerks erachtete Bachmann» nach 1945 nur diese kurze Erzählung für «publikationswürdig», in der es um ein «politisches Thema» geht: «die Kritik an den Machtverhältnissen, die sich auch zum Zeitpunkt der ersten Niederschrift des Textes im Sommer 1945 – kurz nach Kriegsende – in Kärnten kaum verändert hatten».⁸³ In einer revidierten Fassung – und mit voller Namensnennung – publiziert sie den Text noch einmal in der «Wiener Tageszeitung, Zentralorgan der Österreichischen Volkspartei» vom 24. April 1949.⁸⁴

Die «Briefe an Felician»

Wichtiger als die kurze, in einem scheinbar ahistorischen Raum angesiedelte Erzählung «Die Fähre» sind die an einen fiktiven Adressaten gerichteten, sich streckenweise freirhythmischen Versen annähernden «Briefe an Felician», die Bachmann zwischen Mai 1945 und Mai 1946 schrieb und die ihre Schwester Isolde Moser erst 1991 aus dem Nachlass herausgegeben hat. Die Texte entstehen fast gleichzeitig mit ihrer intensiven Beziehung zu Jack Hamesh, mit dem Nachkriegs-«Tagebuch» und mit den Briefen Hameshs an sie in den ersten beiden Studiensemestern. Dass der primäre Adressat namens Felician eine idealisierte Version des realen Ge-

sprachspartners Hamesh ist, kann dennoch nahezu ausgeschlossen werden. Denn die angebetete Figur des Felician wird mit nahezu göttlichen Eigenschaften ausgestattet, das Verhältnis zwischen der Briefschreiberin und ihrem Adressaten ist in einem so hohen Maße asymmetrisch, sie entwickelt einen derart unterwürfigen Habitus, dass all das dem Bild des Verhältnisses zwischen Bachmann und Hamesh, wie es aus dem Nachkriegs-*«Tagebuch»* und aus seinen Briefen an sie spricht, diametral entgegensteht.⁸⁵ Bedauerlicherweise sind alle ihre Briefe an Hamesh verloren, so dass ein stilistischer Vergleich mit dem gleichzeitig entstandenen Korpus fiktiver Briefe nicht möglich ist. Als sehr unwahrscheinlich erscheint es aus heutiger Sicht jedoch auch, dass der Kärntner Heimatschriftsteller Josef Friedrich Perkonig, Bachmanns Deutschlehrer in der Lehrerbildungsanstalt kurz vor Ende des Krieges, der Adressat der «Briefe an Felician» ist, wie es Inge von Weidenbaum 1996 nahegelegt und mit der Widmung eines Nachlassgedichts, in dem der Name Perkonig durch «Felician» ersetzt wird, begründet hat.⁸⁶ Denn Perkonig ist spätestens ab dem Mai 1945 für Bachmann ein Mann von gestern, auch ein ihr «fernstehende[r] Mann», der in den «Briefen» bestenfalls «als Vexierbild herumgeistert».⁸⁷ Einleuchtend ist dagegen McVeighs Vorschlag, die Briefe Hameshs und die aus ihnen in Ansätzen rekonstruierbaren Briefe Bachmanns an ihn als «eine Art *Anti-Felician*» zu lesen.⁸⁸

Die ersten elf der insgesamt 19 «Briefe an Felician» tragen Datierungen von Mai bis August 1945; als Ort wird «Vellach» angegeben. Angeredet wird zunächst (am 16. Mai) ein «Herzliebster Mann», der offenbar abwesend ist: «Manchmal fühle ich, daß ich Dich liebe. / Viele Male aber ist ein fremder Arm an meinem Leib, in zitternder Versuchung mich zu kosen, ein Mund, um aus mir zu trinken. / Ich dulde und wünsche es. Ich bin seltsam und selbstverständlich zugleich. [...] / Ich liebe Dich sehr. [...] / Vielleicht möchte ich den letzten Schleier abwerfen – ».⁸⁹ Es gibt also zwei Männer um die Sprecherin, von denen der eine in ihrer Nähe ist, aber von ihr nur geduldet wird, während sie den fernen Geliebten anhimmelt und vor ihm all ihre «Schleier abwerfen» möchte. Im Brief vom 25. Mai findet sich eine Liebeserklärung, die in einer pantheistischen Naturbeschwörung ruht: «Ich liebe das stille Tal, den Fluß, die Berge und Wiesen. Diese Pracht! [...] / Und ich liebe Dich fort, über jedes Bewußtsein hinaus, über jede Zeit, wie den Altar, an dem ich zu Gott für mich

bitten darf. / Wie gnädig ist der Herr, daß er mich dienen läßt.»⁹⁰ Der Brief vom 3. Juni entfaltet eine sommerliche Version der Vereinigung mit dem Geliebten: «Ich sehne mich unsagbar. Schöner, schöner Tag, der mir Dich wieder gibt! [...] / Ich will Dir den Himmel auf die Erde bringen.»⁹¹ Hier klingt bereits die hymnische Beschwörung eines Sommertages in Bachmanns Gedicht «An die Sonne» (1956) an. Im Brief vom 27. Juni wird deutlich, dass das «Dienen» der Verfasserin nicht Gott, sondern dem Geliebten gilt und dass sie diese Haltung braucht, um ihre Orientierungslosigkeit zu bewältigen: «Du solltest kommen und einen Willen über mich werfen. Nie wäre ich besser bereit zu dienen, als jetzt. / Ich quäle mich nur um meine Arbeit, um meine Gedanken. Immer diese Angst, daß ich den Weg verlieren könnte, noch mehr, daß ich keinen finde.»⁹² Am 19. Juli klagt sie: «Ich kenne Dich nicht mehr, nur der Wunsch ist noch so hell in mir, Dir nahe zu sein, Dich zu suchen, auf allen Wegen Dein zu denken,»⁹³ Der Sommer ist geprägt von Desillusion. Die Stimme des Geliebten, der nun, am 3. August, als «Mein Freund, mein Herr» angeredet wird, ist niemals zu vernehmen, auch nicht als fernes Echo in den Beschwörungen der Briefschreiberin: «Wie erniedrigt werden mit leeren Händen. [...] Will dieses Jahr wieder gehen, ohne Dich, ohne Dich!»⁹⁴

Am 19. September 1945 meldet sich die Verfasserin der «Briefe» aus Innsbruck wieder; sie folgt also dem Lebensweg Ingeborg Bachmanns. Sogleich klingt das bekannte Lied «Innsbruck, ich muss dich lassen» von Heinrich Isaac (um 1500) an, obwohl sie ja gerade erst in Innsbruck angekommen ist und dabei ihre bisherige Lebenswelt und auch den ohnehin nicht greifbaren Geliebten hinter sich gelassen hat: «Nun müßte ich Dich wohl lassen. Für lange. Dies ist unsre Bestimmung. Nie zueinanderzukommen.» Dennoch werde die «Zeit der Liebe [...] vielleicht das einzige sein, das ich in mein neues Leben herübernehmen möchte, weil es das Beste und Köstlichste war.»⁹⁵ Der Text steigert sich an dieser Stelle zu nahezu biblischem Pathos. Der in Arzl bei Innsbruck geschriebene, auf den 8. Oktober datierte Brief kann in Ermangelung realer Briefe der Autorin aus dieser Zeit ihre Stimmung an ihrem ersten Studienort zum Ausdruck bringen: «Ich bin fern der lieben Stadt, dem lieben Land und den Seen. / Selbst mein Heimweh darum ist eigentümlich und unausgeprägt. Vielleicht weil die Verhältnisse zu warm und ähnlich, zu schützend hier sind.

Ich ertrage dies nicht ganz. Das macht, daß ich wieder Unruhe im Blut habe, Fernweh anstatt Heimweh, und Hunger. [...] Es fällt mir noch stärker ins Bewußtsein, daß [...] ich fort muß, mein Gott, vielleicht gehe ich schon nach diesem halben Jahr. [...] Ich werde fortgehen, von einem Licht ins andere!»⁹⁶ Schon jetzt diagnostiziert Bachmann bei sich eine «Unruhe im Blut».

Die letzten fünf «Briefe», vom Frühjahr 1946, sind wieder aus dem Gailtal geschrieben; dabei spielt der neue Studienort Graz keine Rolle. Im Schreiben vom 30. März redet die Verfasserin erstmals «Felician» namentlich an und zeigt sich erneut voller Frühlingsgefühle in ihrer vertrauten ländlichen Umgebung: «Ich sitze in meinem Garten in der Sonne und denke sehr an Dich!»⁹⁷ In einem undatierten Schreiben kommt ein hohes Maß an Zerrissenheit und Verzweiflung zum Ausdruck, die offenbar erneut durch einen anderen Mann ausgelöst werden (möglicherweise spielt hier die Wiederbegegnung mit Jack Hamesh in Obervellach eine Rolle): «Ich will endlich wieder zu neuer Wende reif werden, eigentlich zur ewig alten Rückkehr zu meiner Arbeit und zu Dir. / Ich will diese Küsse nicht, ich will nicht! Warum bin ich so fern von Dir! [...] / Zwei Menschen sind in mir, einer versteht den andren nicht. Ich fürchte den das Leben so alles liebenden [sic] sehr. Er wird übermächtig. Und ich weiß, daß doch für den andren die Zeit kurz werden könnte.»⁹⁸ Ein auf den 27. Mai datierter und in Radnig bei Hermagor entstandener Eintrag ist wieder von ungehemmter Erotik durchzogen: «Die Sonne ist so heiß, daß meine Lippen brennen, meine Haut glüht. [...] Alles ist für Dich. Das ganze Tal. Und ich.»⁹⁹ Der letzte, nicht lokalisierte und datierte Eintrag bricht mitten im Satz ab: «Und ich liebe Dich fort über jedes Bewußtsein hinaus, über jede Zeit, wie den Altar, an dem ich zu Gott».¹⁰⁰ Diese Notate haben eher den Charakter von Tagebuchnotizen als den von (sei es auch fiktiven) Briefen.

Die pathetischen «Briefe an Felician», einen imaginären Geliebten, zeigen uns eine ganz andere junge Ingeborg Bachmann als das Nachkriegs-«Tagebuch» und die Briefe von Jack Hamesh. Bedingungslose Lebenslust und die geradezu kultische Verehrung eines nicht greifbaren und nicht selbst sprechenden Liebesobjekts wechseln sich ab mit der Angst vor einer ungewissen Zukunft und der Befürchtung, die eigene künstlerische Bestimmung zu verfehlen. Auch diese Züge von Maßlosigkeit und Unruhe werden uns bei Bachmann in den kommenden Jahren wiederbegegnen,

ebenso wie ihr Streben nach umfassender literarischer und philosophischer Bildung sowie ihre Fähigkeit zu klarer politischer Analyse.

Dennoch bleibt ein Unbehagen bei der Lektüre der «Briefe an Felician», wie Höller zu Recht hervorhebt: «Das zutiefst Beunruhigende dieser historisch-biographischen Korrespondenzen wird damit nicht aus der Welt geschafft. Man mag an andere Beispiele irritierender Liebesbeziehungen denken oder den fiktiven Charakter der Briefe betonen, schwer begreiflich bleibt die Gespaltenheit des biographischen Ich, jene Trennung und Parzellierung, bei der das Tagebuch nichts von den Briefen weiß und die Briefe nichts vom Tagebuch und diese wieder nichts von anderen Briefen an andere Personen.»¹⁰¹

Die literarische Technik der Aufspaltung einer Persönlichkeit, die in den «Briefen an Felician» sowohl die Briefschreiberin als auch ihre miteinander konkurrierenden Liebesobjekte betrifft, wird sie 25 Jahre später in ihrem Roman «Malina» in dem Verhältnis der weiblichen Protagonistin zu ihrem männlichen Alter Ego Malina und ihrem Geliebten Ivan virtuos umsetzen. Und lebenspraktisch begegnet sie uns in den folgenden Jahrzehnten im Prisma ihrer Briefwechsel immer wieder, in denen die einzelnen Briefpartner und -partnerinnen «wieder nichts von anderen Briefen an andere Personen» wissen. Erst in der vielfältigen Brechung durch die Briefwechsel werden wir daher zunehmend etwas über «dieses unruhige Ich» Ingeborg Bachmann erfahren.

Bachmanns Wien

Leben in der Hauptstadt

Am 23. Juli 1946 schreibt Ingeborg Bachmann aus Obervellach einen Brief an Rudolf Felmayer (1897–1970), der als Referent für Literatur beim öffentlichen Rundfunk in Wien und Redakteur der Zeitschrift «Plan» ein wichtiger Literaturvermittler ist: «Da ich in kurzer Zeit nicht mehr in der Lage sein werde, die Mittel für mein Studium aufzubringen, dachte ich an die Möglichkeit der Veröffentlichung literarischer Arbeiten. Allerdings zweifle ich sehr am Gelingen meiner Absicht – Ich bitte Sie nur sehr, mir einen Weg zu zeigen, den ich, auch jung und unbekannt, gehen kann.»¹ Die zwischen Selbstbewusstsein und Selbstzweifeln schwankende Initiativbewerbung bei einem mächtigen Akteur der Wiener Kulturszene scheitert; eine Antwort Felmayers ist nicht überliefert.

Doch davon lässt sich die nunmehr Zwanzigjährige nicht abschrecken. Am 5. Oktober 1946 kommt sie in der vom Bombenkrieg schwer getroffenen Stadt an. Sie wohnt zunächst zur Untermiete in der Beatrixgasse 26 im 3. Bezirk, das heißt im britischen Sektor. Vier Wochen nach ihrem Eintreffen in der Stadt, am 8. November 1946, schreibt sie an Ingeborg Frey: «Ich bin auch froh, nach Wien gegangen zu sein. Die Stadt hat einen eigenen Herzschlag. Man muß nur fähig sein, ihn richtig zu hören. / Die anfängliche Zeit der Unannehmlichkeiten ist vorübergegangen. Ich habe ein reizendes Zimmer gefunden und lebe inmitten von ernster Arbeit und abwechselndem Vergnügen. Alles in allem, – maßvoll. [...] Ich halte die Augen offen und will unendlich viel lernen. Ich fühle mich wohl und denke kaum der vergangenen Zeiten, denn es fehlt mir an Zeit dazu.»² Neben der optimistischen, pragmatischen und lebenszugewandten Grund-

haltung fällt an diesem Brief ins Auge, wie sie die «vergangenen Zeiten» übergeht, mit denen wohl weniger die zwei zurückliegenden Studiensemester in Innsbruck und Graz gemeint sind (Frey war ja eine ihrer engsten Freundinnen in Graz) als vielmehr die Erfahrungen der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit und davor ihre Jugend in Kärnten.

Drei Jahre später blickt sie in umgekehrter Richtung, aus den Sommerferien in Obervellach, auf Wien und die Kärntner Provinz. Am 10. Juli 1949 schreibt sie an ihren Wiener Freund und Mentor Hans Weigel: «Alles außer Wien ist ja unmöglich, hier [in Kärnten] muß ich ein Sonderling werden oder zugrunde gehen. Ich mag nicht mehr hier sein oder hierher zurück. Wien hat mir den Urwald verleidet, ich sitze hier ganz fremd und starre die Wilden so ehrlich entgeistert an, als ob ich nicht dazu gehört hätte. Auch Gedichte möchte ich wieder schreiben, aber drin soll kein Grasliches mehr vorkommen, das auf «feuchter, fruchtbarer Erde» usw ...»³ In scharfer, satirischer Zeichnung und mit den nicht unproblematischen Mitteln des Exotismus entwirft Bachmann hier für den Freund in der Metropole ein Bild der südösterreichischen Provinz als «Urwald» und ihrer Bewohner als «Wilde», das wenig zu ihren häufigen und teils recht langen Aufenthalten in Kärnten und den liebevollen Schilderungen des Verhältnisses zu ihrer Familie, das wir von ihren Geschwistern kennen, zu passen scheint. Freilich mag der Passus auch als eine Art Rollenrede zu lesen sein, die sich zumindest zu einem Teil aus ihrem besonderen Verhältnis zu dem älteren Freund Weigel erklären lassen könnte.

1951 hat Bachmann ihr Studium abgeschlossen und ist von längeren Aufenthalten in Paris und London nach Wien zurückgekehrt. Sie sucht nun, da sie von den kargen Erträgen ihrer journalistischen und literarischen Publikationen nicht leben kann, eine feste Anstellung und fragt sich, ob sie in Wien bleiben oder einen erneuten Ortswechsel erwägen soll. Obwohl Hans Weigel ihr in dieser Situation offenbar attraktive Angebote für mögliche Beschäftigungen vermittelt, entscheidet sie sich dafür, eine Stelle im Sekretariat des Amerikanischen Nachrichtendienstes (AND) in Wien anzunehmen, die sie nicht auf Weigels Empfehlung hin bekommen hat. An ihre Eltern in Kärnten schreibt sie am 29. März 1951: «Kaum hatte ich gestern [die Stelle beim AND] angenommen, traf ein Expressbrief ein, Mr. Lesser aus Linz, ebenfalls von den Amerikanern sucht für sein Informations Center eine Bibliothekarin, Akademikerin die schreibt

etc, also genau wie auf mich, mit viel höherem Gehalt und viel günstigeren Bedingungen. Nun schwankt ich sehr, aber ich glaube fast, ich werde doch in Wien bleiben, vor allem, weil mir gar nicht klar ist, was ich ausgerechnet in Linz soll.»⁴ Bachmann macht ihren Eltern gegenüber ihre Prioritäten deutlich: Sie zieht die ihren Qualifikationen weniger angemessene und schlechter bezahlte Anstellung in Wien der wie auf sie zugeschnittenen, gut dotierten Position in Linz, der Hauptstadt von Oberösterreich in der US-amerikanischen Besatzungszone, vor. Damit setzt sich zu Beginn ihrer Berufstätigkeit ihre Prioritätensetzung fort, die auch schon ihre Studienortwahl bestimmt hatte: In Innsbruck wie in Graz wusste sie nicht so recht, was sie ausgerechnet dort sollte. Von Wien dagegen ist sie von Anfang an begeistert, und auch nach viereinhalb Jahren und ein paar Monaten in Paris und London will sie nicht von dort weg.

Knapp sieben Jahre wird sie in Wien bleiben. Nach der Promotion und ihrem Berufseinstieg beim AND wird sie ab dem Herbst 1951 eine weitaus attraktivere Stelle beim amerikanischen Rundfunksender Rot-Weiß-Rot bekommen. Zugleich sollte sie in den Wiener Jahren durch Publikationen in maßgeblichen österreichischen Periodika als aufstrebende Autorin bekannt werden. Doch als sie im Sommer 1953 ihre Anstellung kündigt und nach Italien zieht, um als freie Autorin zu leben, wird sie Wien für immer hinter sich lassen und sich in der Stadt in den folgenden zwanzig Jahren nur noch vorübergehend aufhalten. Wie kam es zu diesem Schritt?

«Wien war» in den ersten Nachkriegsjahren «eine tote Stadt. Sie sah genau so aus, wie sie Carol Reed nach einem Drehbuch von Graham Greene in seinem Film *Der dritte Mann* geschildert hat. Es war eine Stadt, die, obwohl viele Menschen darin wohnten und sich auf den Straßen bewegten, den Eindruck einer ungeheuren Leere vermittelte. / In den Straßen gab es noch viele Lücken anstelle der Häuser, die durch Bomben zerstört worden waren. An manchen dieser Ruinengrundstücke hatte man die Tafeln ›Schuttabladeplatz‹ angebracht, so daß sie mit allerlei Schutt aus anderen zerstörten Häusern oft überladen waren. Den ganzen ideologischen Mist der kurzen, aber nachhaltigen Nazi-Epoche hatte man hier jedoch nicht abgeladen. Der spukte noch immer in den Köpfen vieler Bewohner, die nicht begreifen wollten, warum ihnen das alles angetan wurde. Sie waren sich keiner Schuld bewußt.»⁵ So formuliert es mehr als

ein halbes Jahrhundert später der in Budapest geborene Schriftsteller serbischer Herkunft Milo Dor (1923–2005), der als Widerstandskämpfer mehrfach in Gestapo-Haft gewesen war, 1943 als «Fremdarbeiter» nach Wien gelangte und nach 1945 dennoch in der österreichischen Metropole blieb. Milo Dor gehörte sehr bald zu Ingeborg Bachmanns engem Wiener Freundeskreis. Umso verwunderlicher ist es, dass das «tote», zerstörte, politisch und gesellschaftlich desorientierte Wien der ersten Nachkriegsjahre in den uns bekannten Schilderungen Bachmanns kaum zur Sprache kommt.

Schon bei ihrer Ankunft hat Ingeborg Bachmann Glück: Das Zimmer in der Beatrixgasse wird ihr durch eine Verwandte der Mutter vermittelt; hier wohnt sie bis zum Frühjahr 1949.⁶ Damit kann sie sich von Anfang an ganz auf ihr Studium konzentrieren. Allerdings war die Wiener Universität wie die meisten repräsentativen Bauten der Stadt und ein großer Teil der Wohnhäuser durch die heftigen Bombenangriffe im Frühjahr 1945 schwer beschädigt worden. Etliche Veranstaltungsräume konnten auch im Wintersemester 1946/47 noch nicht angemessen geheizt werden.⁷

Die Umstände so kurz nach Kriegsende brachten es mit sich, dass der Frauenanteil an den Studierenden immer noch bei etwa 30 Prozent lag. Im Zuge der Entnazifizierungsverfahren wurden in diesen Jahren etwa zwei Drittel der Professoren entlassen, davon besonders viele aus der Philosophischen Fakultät. Um den Lehrbetrieb aufrechtzuerhalten, beschloss die Regierung allerdings bereits 1947 eine Amnestie für sogenannte «Minderbelastete», woraufhin «etliche vorher entlassene Lehrkräfte [...] wieder eingestellt» wurden.⁸ Andrea Stoll hat betont, was das für Frauen bedeutete, die zu dieser Zeit in Österreich studierten: «Das alte autoritäre Gebaren lebte in den Universitäten und Kulturinstitutionen auf selbstverständliche Weise fort, und damit auch ein gesellschaftliches Geschlechterverständnis, das klugen Frauen noch immer die Rollen der unterstützenden Gattin und umsichtigen Hausfrau zuwies und für den Lebens- und Bildungshunger intellektuell interessierter Frauen bestenfalls Verachtung übrighatte.»⁹

Trotz dieser schwierigen Gesamtsituation verfolgt Ingeborg Bachmann auch in Wien ihren Weg konsequent weiter. An der Philosophischen Fakultät besucht sie sechs Semester lang (vom Wintersemester 1946/47 bis zum Sommersemester 1949) Lehrveranstaltungen. Das Hauptfach bleibt

Philosophie mit einem stark ausgeprägten Interesse am Teilfach Psychologie; das Nebenfach ist weiterhin Germanistik. Rechts- und staatswissenschaftliche Studien betreibt sie erst in ihren letzten beiden Semestern (dem Wintersemester 1949/50 und dem Sommersemester 1950) wieder, parallel zur Promotion und sogar noch danach. Regelmäßig nimmt sie an den Lehrveranstaltungen des Ordinarius für Psychologie Hubert Rohrer teil, daneben auch an Veranstaltungen anderer Dozenten zur angewandten Psychologie sowie am «Psychotherapeutischen Praktikum» bei Viktor E. Frankl.¹⁰ Mit Frankl war sie auch persönlich bekannt, sie besuchte seine öffentlichen, populärwissenschaftlichen Vorträge und nutzte seine therapeutische Kompetenz in den Zeiten psychischer Krisen.¹¹ Rohrer vermittelte Bachmann für das Wintersemester 1947/48 ein etwa sechswöchiges Praktikum in der Wiener Heil- und Pflgeanstalt für Nerven- und Geisteskranke Am Steinhof, einer Institution, die während der nationalsozialistischen Herrschaft tief in das sogenannte «Euthanasie»-Programm verstrickt war – Tausende Patientinnen und Patienten wurden in den Jahren 1940 und 1941 nach Deutschland verschleppt und ermordet.¹² Während ihres unbezahlten Praktikums arbeitet sie «als Psychologin zu neuen Versuchen». Nach dem ersten Tag schreibt sie an ihre Eltern: «Sehr viel Arbeit [...]. Ich weiß nicht mehr, wo ich zuerst beginnen soll. Zwischen Wahnsinnigen, Leichen und Kranken».¹³ Selbst mit dem Schwerpunkt Psychologie war ein solches Praktikum sicher nicht verpflichtend im Rahmen eines Studiums der Philosophie. Dass Ingeborg Bachmann sich darauf eingelassen hat, dokumentiert ihr Interesse an der praktischen Seite der Psychologie, an Psychiatrie und Psychotherapie. Gut ein Jahr nach dem Grazer Gerichtspraktikum im Sommer 1946 erhält sie nun Einblicke in einen anderen nichtakademischen Bereich des gesellschaftlichen Lebens.

Weniger wichtig ist ihr offenkundig ihr Nebenfach Germanistik, in dem sie wie im Hauptfach ein Rigorosum ablegen muss. Eingeschrieben ist sie für Lehrveranstaltungen über Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Walther von der Vogelweide, das Ritterepos, Lessing, Schiller, den Sturm und Drang, Goethe, Hebbel und Gerhart Hauptmann.¹⁴ Das ist ein sehr konventioneller und zeittypischer germanistischer Kanon. Der zuletzt genannte Autor, der in den 1880er Jahren debütierte, steht offensichtlich für die literarische Moderne. Die auch internationale Literatur des 20. Jahrhunderts, mit der sich Bachmann bereits seit den Kriegsjahren und ver-

stärkt seit den Gesprächen mit Jack Hamesh beschäftigt, spielt an der Wiener Universität der späten 1940er Jahre offenbar keine Rolle. Das gilt auch für die Bachmann so wichtige Wiener Moderne der Jahrzehnte um 1900; kein österreichischer und auch kein jüdischer Autor gehört zu ihrem Studienpensum.

Schwerpunkt Philosophie

Ganz anders sieht es in ihrem Hauptfach Philosophie aus, in dem sie in den sechs Wiener Semestern bis zur Einreichung der Dissertation eine Fülle von Lehrveranstaltungen besucht.¹⁵ Dabei konzentriert sie sich zunächst auf die Vorlesungen, Seminare und Übungen des Ordinarius Alois Dempf (1891–1982), eines angesehenen katholischen Philosophen, der 1938, nur zwei Semester nach seiner Berufung nach Wien, als Gegner des Nationalsozialismus vom Dienst suspendiert und mit einem Lehrverbot belegt wurde und daraufhin sieben Jahre lang in der inneren Emigration lebte. Im befreiten Wien wurde er 1945 wieder in sein Amt eingesetzt, folgte aber zum Wintersemester 1948/49 einem Ruf an die Universität München. Dempf arbeitete zeitlebens daran, die Philosophie des Mittelalters für die Gegenwart fruchtbar zu machen und insbesondere die philosophische Disziplin der Metaphysik neu zu begründen. Bachmann nimmt an Dempfs Grundlagenvorlesungen über Metaphysik, theoretische Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Philosophiegeschichte und Erkenntnistheorie teil; ferner besucht sie Seminare und Übungen zur philosophischen Terminologie, zur Wissenssoziologie und zu Immanuel Kants Hauptwerken. Selbst im Studienjahr 1948/49, als Dempf nach seinem Wechsel nach München in Wien nur noch Blockveranstaltungen hält und sich teils von seinem Assistenten Ernst Topitsch (1919–2003) vertreten lässt, bleibt Bachmann bei ihm eingeschrieben.¹⁶ Zu diesem Zeitpunkt hat sich durch Dempfs Weggang allerdings bereits Bachmanns Vorhaben zerschlagen, bei ihm zu einem ihr von Topitsch vorgeschlagenen Gegenstandsbereich zu promovieren, den sie als «geradezu phänomenales Thema»¹⁷ ansieht: «Der Heilige bei C[onrad] F[erdinand] Meyer, Nietzsche und J[acob] Burckhardt». Die Konfrontation mit diesem Themenvorschlag stellt sie ihren Eltern am 2. Februar 1948 als eine Art Erweckungserlebnis dar: «Ich war ehrlich erschüttert, das bedeutet einen ungeheuren

Umschwung und eigentlich eine ehrenvolle Rückkehr zu meinen anfänglichsten Wünschen, der reinen Philosophie zu dienen.» Und: «Ihr habt keine Ahnung wie [...] herrlich.»¹⁸ Selten formuliert Bachmann andersorts ihre «anfänglichsten Wünsche»; und wer hätte gedacht, dass sie diese darin sieht, «der reinen Philosophie zu dienen». In diesem Moment der Euphorie zeigt sich ihre «metaphysische Ader», ein Umstand, der sicherlich auch mit der Hoffnung zusammenhängt, im Anschluss an die Promotion eine Laufbahn an der Universität einschlagen zu können.

Gern hätten wir Bachmanns Arbeit über den Typus des «Heiligen» in der Literatur, Philosophie und Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts gelesen, aber sie stand unter keinem guten Stern. Dempf scheint ihr bedeutet zu haben, dass eine Promotion bei ihm aufgrund seines Wechsels nach München nicht mehr sinnvoll sei. Der seit dem Sommersemester 1948 an der Universität Wien lehrende Leo Gabriel (1902–1987) stand mit seinen Forschungen und Lehrveranstaltungen zur antiken und mittelalterlichen Philosophie und seiner Orientierung am Katholizismus dem fachlichen Programm Dempfs durchaus nah (hatte sich allerdings im Gegensatz zu diesem durch eine Reihe von Schriften aus den Jahren 1933 bis 1945 politisch kompromittiert). Als Privatdozent war er jedoch noch nicht promotionsberechtigt; erst 1950 wurde er außerordentlicher, 1951 ordentlicher Professor. In Gabriels «Übungen zur Existentialphilosophie» wurde Bachmann indes «erstmal *systematisch* mit der Philosophie Martin Heideggers konfrontiert».¹⁹

In dieser Situation sieht sie sich gezwungen, Victor Kraft (1880–1975) als neuen Betreuer ihrer Dissertation zu gewinnen, der 1947 – also eigentlich schon im Rentenalter – zum außerordentlichen Professor, 1950 dann zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Kraft war seit 1912 an der Universitätsbibliothek Wien tätig gewesen und hatte sich 1914 habilitiert. 1938 wurde er wegen seiner jüdischen Frau entlassen und verlor seine Lehrbefugnis, wurde 1945 aber rehabilitiert.²⁰ Ingeborg Bachmann sucht sich also nach Dempf mit Kraft einen ebenfalls im Nationalsozialismus nicht belasteten akademischen Betreuer – ob bewusst oder nicht, ist nicht dokumentiert. Ihr geplantes Promotionsthema, das sie so stark euphorisiert hatte, muss sie mit dem Betreuerwechsel aufgeben. Denn Kraft vertritt im fachlichen Spektrum der damaligen Philosophie so ziemlich das Gegenteil von dem, wofür Dempf und dessen Schüler Gabriel stehen.²¹

Seit 1924 stand er dem neupositivistischen «Wiener Kreis» um Moritz Schlick nahe, der auf der Grundlage von Vorarbeiten etwa Ludwig Wittgensteins und Ernst Machs an einer neuen, an der Mathematik und den Naturwissenschaften orientierten «wissenschaftlichen Weltanschauung» arbeitete und 1936 (noch während der Zeit der austrofaschistischen Regierung) zerschlagen wurde, nachdem Schlick durch einen ehemaligen Studenten ermordet worden war; die meisten seiner Vertreter wie Otto Neurath und Rudolf Carnap gingen ins Exil. Nach dem Krieg gilt Kraft als der letzte Repräsentant des Wiener Kreises an der Universität Wien. Im Wintersemester 1946/47 besucht Bachmann bei Kraft Lehrveranstaltungen wie «Die Objektivität der Werte» sowie «Philosophie, Wissenschaft und Weltanschauung», im Sommersemester 1949 dann «Die Philosophie des Wiener Kreises».²²

Abrechnung mit dem «deutschen Irrationaldenken»

Das Thema der Dissertation, mit welcher Ingeborg Bachmann im Wintersemester 1949/50 promoviert wird, verbindet ihr durch Dempf gewecktes ursprüngliches Interesse an Fragen der Metaphysik und die ihr von Gabriel vermittelten Kenntnisse der seinerzeit aktuellen «Existentialphilosophie», zu welcher der Freiburger Philosoph und NS-Kollaborateur Martin Heidegger (1889–1976) gezählt wird, mit den sprachkritischen und wissenschaftsmethodologischen Fragestellungen des Wiener Kreises.²³ Wie genau die Themenfindung ablief, wissen wir nicht. Am 19. Dezember 1949 jedenfalls reicht Ingeborg Bachmann ihre Dissertation mit dem Titel «Die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers» bei der Philosophischen Fakultät ein. Krafts Gutachten ist bereits auf den 21. Dezember 1949 datiert; der Psychologie-Ordinarius Rohrer verfasst kein Zweitgutachten, sondern zeichnet Krafts Gutachten am 9. Januar 1950, also unmittelbar nach der Weihnachtspause, bloß mit «Einverstanden» gegen. So schnell gehen die Bewertungen von Dissertationen heute in der Regel nicht mehr vonstatten. Die Bewertung beider Gutachter lautet «genügend», also weder «gut» noch «sehr gut». Kraft lobt in seinem knappen Gutachten vor allem die Erschließungsarbeit der Kandidatin, die sich in den 161 Titeln des Literaturverzeichnisses niederschlägt. Er kritisiert, dass die Verfasserin «die Kritiken nicht verarbeitet, sondern nur als

Material gesammelt» habe. Auch darin sieht er jedoch eine innovative Leistung, da schon das Referieren «angesichts der Dunkelheit der Sache keine leichte Aufgabe» sei.²⁴ Ein bisschen bewertet er also offenbar mit, dass ihm selbst der zugrundeliegende Gegenstand, Heideggers Philosophie, äußerst fremd ist. Die Rigorosen im Hauptfach Philosophie und im Nebenfach Germanistik absolviert Bachmann im März bzw. im Januar 1950 jeweils mit der Note «gut». Am 23. März 1950 wird die Promotion feierlich vollzogen. Es ist nach nur neun Semestern ihr erster Studienabschluss, was auch daran liegt, dass die schwierige wirtschaftliche Lage sie wie die meisten anderen dazu zwingt, das Studium nicht unnötig in die Länge zu ziehen. Mehr als zwanzig Jahre später stellt sie das folgendermaßen dar: «Ich hoffte natürlich, ich würde an der Universität bleiben, aber das war dann nicht möglich, und so bin ich eben sofort in ein Büro gegangen. Matrizenschreiben. Sekretärin wäre zuviel gesagt. Es war schon ein Glück, in diesen Jahren in Wien überhaupt eine Stelle zu finden.»²⁵

Getippt hat Bachmann ihre Dissertation selbst: 134 Typoskriptseiten, die in der Universitätsbibliothek Wien und in der Österreichischen Nationalbibliothek nur als Durchschläge mit maschinen- und handschriftlichen Korrekturen erhalten sind. Robert Pichl hat das in einem lehrreichen Aufsatz, der parallel zu der ersten gedruckten Ausgabe der Dissertation erschien, exakt beschrieben.²⁶ Wir erfahren daraus auch, dass sie schon bei diesem Typoskript ein gespanntes Verhältnis zur beschriebenen Normseite hatte: Zu konstatieren ist eine «durchaus uneinheitliche Begrenzung des »Satzspiegels«, der manchmal bis zum Seitenende oder [...] sogar darüber hinaus reicht». Konkret: Auf einzelnen Seiten fehlen (jedenfalls bei einem der Exemplare) die letzten Zeilen, da «sich die Blätter des zweiten Durchschlags [...] beim Tippen etwas verschoben haben». Der Fehler wurde jeweils durch Ankleben von beschrifteten Papierstreifen zu beheben versucht, Streifen, die bei der Benutzung zum Teil jedoch wieder abgerissen wurden.²⁷ Liest man diese philologische Beschreibung, erkennt man ein ebenso problematisches wie leidenschaftliches Verhältnis Ingeborg Bachmanns zum Medium Schreibmaschine, das sich in den Typoskripten insbesondere der 1960er und frühen 1970er Jahre weiter steigern wird – bis hin zu teilweise unlesbaren maschinenschriftlichen Texten von ihr.

Worin sieht Bachmann selbst die inhaltliche Bedeutung ihrer Dissertation, die über deren bloße Funktion im Rahmen des Studienabschlusses

als Voraussetzung für die Aufnahme einer mehr oder weniger qualifizierten Berufstätigkeit hinausgeht? Auch dazu hat sie sich in einem späten Interview, einem ihrer letzten, geäußert. Im Rahmen ihrer Polenreise im Frühjahr 1973 fragt sie der deutsch-polnische Germanist Karol Sauerland: «Nun haben Sie ja über Heidegger geschrieben, und zwar über die Wirkung, Rezeption von Heidegger. Ich kenne die Arbeit nicht, aber ich kann mir vorstellen, daß sie zum Teil ein Anti-Heidegger ist. Oder stimmt das nicht?» Darauf Bachmann: «Ja, ich sage immer, wenn ich über diese Dissertation spreche, ich habe gegen Heidegger dissertiert! Denn ich habe damals gemeint mit zweiundzwanzig Jahren, diesen Mann werde ich jetzt stürzen! Und das war eben schon wieder von neuem der Zorn; denn schon die Wiener Logistiker, Carnap und so weiter, haben versucht, Heidegger ad absurdum zu führen. Wobei sich Heidegger natürlich ihren Fragestellungen völlig entzieht ... Die Begeisterung, die Freude sowohl am Angriff wie am Bewundern war mit zweiundzwanzig Jahren sehr groß. Und Heidegger habe ich natürlich nicht gestürzt. Aber damals war ich fest überzeugt, diese Dissertation wird er nicht überleben. Er kennt sie übrigens, er ist einer der wenigen Menschen, die sie kennen. Und er hat einen seltsamen Wunsch gehabt, ohne vorher von ihr zu wissen, zu seinem siebzigsten Geburtstag wünschte er sich von seinem Verlag für seine Festschrift ein Gedicht von Paul Celan und eines von mir. Und wir haben beide nein gesagt. Denn ich kenne die Rektoratsrede von Heidegger, und selbst wenn es diese Rektoratsrede nicht gäbe, so wäre da noch immer etwas, es liegt eine Verführung eben wieder zum deutschen Irrationaldenken vor.»²⁸ Mit großer Abgeklärtheit blickt Bachmann 23 Jahre nach ihrer Promotion auf ihre Doktorarbeit zurück. Sie erkennt bei ihrem jüngeren, halb so alten Ich mit einem klaren wissenschaftsgeschichtlichen Blick den Furor, mit dem die radikale Kritik jedes philosophischen Irrationalismus durch den Wiener Kreis etliche Jahre nach dessen Zerschlagung wiederbelebt werden sollte. Und sie arbeitet ebenso deutlich heraus, dass die Nutzlosigkeit dieser Radikalkritik eben nicht heißt, dass man dem 1973 noch lebenden Philosophen des «deutschen Irrationaldenkens» und der politischen Fehltritte huldigen sollte. Dass dennoch Heideggers Nachdenken über Kunst und Dichtung nicht nur für ihre Freunde wie Paul Celan, Klaus Demus, Günter Eich und Ilse Aichinger, sondern auch für sie selbst ein wichtiger Bezugspunkt geblieben ist, sagt sie nicht.

Blickt man in die seit 1985 als Buch verfügbare Dissertation hinein, wird man dem Urteil des Erstgutachters Victor Kraft nur zustimmen können: Sie liest sich über mehr als hundert Seiten wie ein einziger langer Forschungsbericht, der nach den Schulen der Heidegger-Kritiker gegliedert ist. Erst ganz zum Schluss, in der gut vier Seiten langen «Zusammenfassung», wagt Bachmann in Ansätzen die Formulierung einer eigenen Position. Hier stellt sie – in einem ziemlich hölzernen Stil – die Frage nach der «Berechtigung einer ›zweiten Wissenschaft‹, die die unaussprechbaren, unfixierbaren Unmittelbarkeiten des emotional-aktualen Bereichs des Menschen rational zu erfassen suchen darf, wie Heidegger dies tut». Und sie antwortet darauf: «Das Ergebnis wird immer die gefährliche Halbrationalisierung einer Sphäre sein, die mit einem Wort Wittgensteins berührt werden kann: ›Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.‹»²⁹ Heideggers hoher Anspruch, mit seiner Philosophie die «Unmittelbarkeiten des emotional-aktualen Bereichs des Menschen rational zu erfassen», führt demnach zu einer «gefährlichen Halbrationalisierung», kurz: Er scheitert auf der ganzen Linie. Bachmann setzt diesem Scheitern Heideggers abrupt den Schlusssatz aus Wittgensteins «Tractatus logico-philosophicus» von 1921 entgegen, der apodiktisch dazu auffordert, über das, was die Grenzen des Sagbaren übersteigt (also alles Metaphysische), zu «schweigen».

Doch ist das noch nicht Bachmanns letztes Wort in der Dissertation. Nach einem längeren Zitat aus Rudolf Carnaps Buch «Der logische Aufbau der Welt» (1928), in dem dieser argumentiert, dass irrationale «Lebensgebiete» wie Glauben, Intuition, Lyrik und Erotik sich der Wissenschaft entziehen und daher von dieser weder bestätigt noch widerlegt werden können, fährt sie fort: «Dem Bedürfnis nach Ausdruck dieses anderen Wirklichkeitsbereiches, der sich der Fixierung durch eine systematisierende Existentialphilosophie entzieht, kommt jedoch die Kunst mit ihren vielfältigen Möglichkeiten in ungleich höherem Maß entgegen.» Als Beispiele nennt sie zwei ikonische Kunstwerke der Moderne: Francisco de Goyas Bild «Urania verschlingt ihre Kinder» und Charles Baudelaires Sonett «Le gouffre» («Der Abgrund») aus den «Fleurs du mal», mit dessen vollständigem Textzitat die Abhandlung endet.³⁰

Bachmann übersieht hier zwei Dinge: Zum einen hatte auch Carnap (wie von ihr zitiert) bereits die «Lyrik» als ein Beispiel für ein irrationales

«Lebensgebiet» genannt, zum anderen hat Heidegger seine Vorstellungen von Kunst zwar nicht an Goya und Baudelaire, aber seit den 1930er Jahren doch an Hölderlin entwickelt (zwei seiner Aufsätze zu diesem Dichter führt sie in ihrem Literaturverzeichnis an). In den späten 1930er Jahren erweitert er seinen Fokus auf Nietzsche, in der Nachkriegszeit (die Bachmann hier nicht mehr berücksichtigen kann) auf van Gogh, Rilke und Trakl, also auf Künstler und Dichter, die durchaus ihrem impliziten Konzept von moderner Kunst entsprechen. Das mag erklären, dass die von Heidegger ausgehende Anziehungskraft mit ihrer Dissertation nicht einfach abbricht. 1949 widmet sie einer populären Schrift über Heidegger sogar ihre erste wissenschaftliche, überaus kritische Besprechung.³¹

Was auf einer anderen Ebene in ihren späteren Texten weiterwirkt, sind nicht die Methoden des Wiener Kreises, sondern ist die Entdeckung des Werks von Heideggers Antipoden Ludwig Wittgenstein (1889–1951), dem Bachmann in den frühen 1950er Jahren wichtige Aufsätze widmet und dessen Entdeckung für den deutschen Sprachraum sie in der Folgezeit maßgeblich befördert. 1955 hält sie in einem Interview fest: «Wichtig sind auch geistige Begegnungen, und mir war die wichtigste die mit dem Werk des Philosophen Ludwig Wittgenstein, der die Probleme der Philosophie auf die Probleme der Sprache zurückgeführt hat.»³²

Zehn Jahre vor dem Gespräch mit Sauerland geht Bachmann in einem anderen Interview, diesmal mit dem Schweizer Schriftsteller Kuno Raeber, weniger auf den Inhalt als auf den Stil ihrer Dissertation ein. Unbefangen fragt Raeber: «Wie hieß eigentlich Ihre Doktorarbeit?» Das nutzt Bachmann als Aufhänger, eine Tirade über akademisches Schreiben als solches zu entwickeln: «Die Dissertation, mit der ich in Wien im Jahre 1950 promovierte, hat den monströsen Titel: «Die kritische Aufnahme der Existenzialphilosophie Martin Heideggers». Die Doktoranden damals haben Glück gehabt; ihre Dissertationen konnten nicht veröffentlicht werden. Mit dem, was in der Arbeit steht, bin ich noch immer ganz zufrieden, aber die verklemmte, erbarmungswürdige akademische Diktion – die rufe ich mir nicht gern in Erinnerung. Es ist gut, daß die Wiener Nationalbibliothek mit dem einzigen deponierten Exemplar beim Verleihen geizt wie ein Gruftwächter mit der Kaiserkrone.»³³ Nie mehr in eine solche «verklemmte, erbarmungswürdige akademische Diktion» zu verfallen – das ist der Grundimpuls von Bachmanns Schreiben nach dem Abschluss ihrer Promotion.

Prägend waren für die Dichterin auch die Bekanntschaften mit Studienkolleginnen und -kollegen, vor allem in der Philosophie. Ein wichtiger Ansprechpartner war Ernst Topitsch, der 1946 bei Dempf promoviert wurde, auch nach dessen Weggang eine Assistentenstelle am Institut innehatte und sich 1951 habilitierte. Topitsch beriet Bachmann bei der Suche nach einem Promotionsthema. Fast gleichzeitig mit ihrem philosophischen Rigoroseum beauftragt Victor Kraft sie für ein paar Wochen mit der Vertretung des erkrankten Topitsch, wie sie stolz ihren Eltern berichtet: «Vor einigen Tagen musste ich überdies auch noch die provisorische Führung [gemeint ist wohl: Geschäftsführung] des philosophischen Instituts übernehmen, weil Dr. Topitsch sehr erkrankt ist. Das werde ich also weiterhin bis Anfang April tun.»³⁴ Es blieb beim Provisorium. Die von ihr wohl erhoffte Fast-Track-Karriere in der universitären Philosophie zerbrach sich, bevor sie überhaupt begonnen hatte – nicht zuletzt sicherlich deshalb, weil trotz des damals sehr hohen Frauenanteils unter den Studierenden für längerfristige oder gar feste Anstellungen dennoch die Männer bevorzugt wurden.

Belegt ist, dass Ingeborg Bachmann im Frühjahr 1948 mit dem in Wien geborenen Paul Feyerabend (1924–1994) zusammentraf, der – als Leutnant der Wehrmacht schwer verwundet aus dem Krieg zurückgekehrt – zunächst in Weimar Musik, dann in seiner Heimatstadt Physik und Mathematik studiert hatte, 1949 zur Philosophie wechselte und 1951 (also nach Bachmann) bei Kraft promovierte. Feyerabend wurde später ein weltweit erfolgreicher Philosoph und ein stark polarisierend wirkender Vertreter einer «anarchistischen Erkenntnistheorie».³⁵ Rückblickend erinnert er sich an «die kalte, hungrige und doch traumhaft schöne Zeit als Student in den Wiener Nachkriegsjahren».³⁶ In Wien versammelte er ab 1949 einen Kreis der Schüler von Victor Kraft, der sich vor allem durch die strikte Ablehnung jedes Irrationalismus auszeichnete und als eine Art Neuauflage des Wiener Kreises der Vorkriegszeit verstand. Über den Zufallskontakt zu einer Sekretärin wurde Feyerabend zudem erstmals im August 1948 zu dem «Europäischen Forum Alpbach» in Tirol eingeladen, einer jährlich stattfindenden Sommerakademie, die von dem außeruniversitären «Österreichischen College» organisiert wurde und an der zahlreiche Intellektuelle und Kunstschaffende aus aller Welt teilnahmen.³⁷ Die Bedeutung dieser internationalen Begegnungen für seinen österreichischen Freundeskreis

charakterisiert Feyerabend später so: «Der Kontrast mit unserer Einstellung war zwar nicht *sehr* groß, denn wir waren jung, hatten den Nazismus nur im Krieg erlebt und hielten sein Elend für das Elend von Kriegen überhaupt. Auch trennte uns unser Interesse an den Naturwissenschaften von Leuten, die mehr an «spirituellen» Dingen interessiert waren wie Blut und Boden. [...] Rational zu sein war damals für uns eine Lebensfrage [...].»³⁸

Genau diesem Programm folgt auch Bachmann in ihrer Dissertation. Joseph McVeigh hat die Spuren der «kollegiale[n] Freundschaft» zwischen ihr und Feyerabend genau rekonstruiert.³⁹ Gemeinsame Vortrags- und Ausstellungsbesuche sowie Ausflüge in die Umgebung sind nachweisbar, wie auch Bachmanns Schwester Isolde bezeugt. In einem Brief an ihre Eltern vom 7. Juni 1948 berichtet Ingeborg Bachmann, dass Feyerabend ihr ein Treffen mit den in der Literaturszene wichtigen Akteuren Hermann Hakel und Rudolf Felmayer vermittelt habe. Auch in einer Reihe weiterer Briefe an die Eltern vom Juni und Juli 1948 wird Feyerabend erwähnt.⁴⁰ Offensichtlich war Bachmann aber weder in den studentischen Kreis um Victor Kraft integriert noch profitierte sie von Feyerabends Kontakten zum «Europäischen Forum Alpbach».⁴¹ Was aber für sie das Schlimmste ist: Im Frühjahr 1949 gelingt es dem studentischen Kreis, nicht nur Wittgensteins engste Schülerin Elizabeth Anscombe nach Wien einzuladen, sondern auch der allseits verehrte, in Cambridge lehrende Philosoph selber nimmt an diesem Diskussionsabend teil – Bachmann aber ist nicht dabei. Während ihres Englandaufenthalts knapp zwei Jahre später, zu Beginn des Jahres 1951, versucht sie dann vergebens, den bereits todkranken Wittgenstein, der am 29. April 1951 stirbt, in Cambridge zu treffen.⁴² In verschiedenen Radio-Essays aus dem Jahr 1953 beschäftigt sie sich – unter teilweise wörtlichen Übernahmen aus dem Buch «Der Wiener Kreis» von Victor Kraft (1950) – mit der Bedeutung des Wiener Kreises in der Philosophie der Gegenwart und mit dem Denken Ludwig Wittgensteins.⁴³

Welcher Art die Beziehung zwischen Feyerabend und Bachmann war, bleibt also momentan noch wenig erhellt. Offensichtlich hat Feyerabend sie als Philosophin damals und auch in der Rückschau nicht besonders ernst genommen und daher in seinen Erinnerungen schlicht vergessen.⁴⁴

Förderer im Literatur- und Medienbetrieb

Bachmann suchte in Wien nicht nur das Zusammensein mit Gleichaltrigen, sondern zugleich auch die Protektion älterer männlicher Vermittler. Hermann Hakel (1911–1987) lernte sie, wie dieser in seinen Erinnerungen berichtet, durch ihren gemeinsamen Bekannten Paul Feyerabend kennen.⁴⁵ Hakel war ein in Wien geborener jüdischer Schriftsteller und Kulturfunktionär, der 1939 nach Italien geflohen war und zwischen 1940 und 1943 mehrere Internierungslager überlebt hatte.⁴⁶ Von 1945 bis 1947 lebte er in Palästina, wohin seine Eltern während der NS-Zeit entkommen waren. Im Herbst 1947 kehrte er nach Wien zurück, wo er von 1948 bis 1950 Vorstandsmitglied des linksgerichteten österreichischen PEN-Clubs und dabei für die Nachwuchsarbeit des Schriftstellervereins zuständig war. Zwischen 1948 und 1951 gab er die Zeitschrift «Lynkeus. Dichtung. Kunst. Kritik» heraus, in deren erstem Heft um den Jahreswechsel 1948/49 eine Gruppe von vier Gedichten Bachmanns erschien.⁴⁷ Keinen dieser Texte nahm Bachmann 1953 in ihren ersten Gedichtband «Die gestundete Zeit» auf, doch geht Hakels Urteil nicht fehl, wenn er 1974 feststellt: «Sie war in jeder Hinsicht mit zweiundzwanzig Jahren eine fertige Lyrikerin. Meine ganze Leistung bestand darin, das sofort zu erkennen und ihre Verse so bald wie möglich zu publizieren.»⁴⁸ Das Gedicht «Entfremdung», das Hakel als besonders gelungen bewertet,⁴⁹ endet mit den Versen: «Ich bin satt vor der Zeit / und hungre nach ihr. / Was soll nur werden? // Auf den Bergen werden nachts die Feuer brennen. / Soll ich mich aufmachen, mich allem wieder nähern? // Ich kann in keinem Weg mehr einen Weg sehen.»⁵⁰ Hakels Erschrecken über die «Ausweglosigkeit»⁵¹ dieses Gedichts ist nachvollziehbar. Düstere, existentialistisch inspirierte Naturbilder, wie sie für den Band «Die gestundete Zeit» charakteristisch sein werden, sind hier schon voll ausgeprägt. Bachmanns Gedichte der ersten Nachkriegszeit sind noch zu entdecken.

Weniger angenehm zu lesen ist, was Hakel vom Treffen mit Bachmann «in meiner Untermiete in der Josefstädterstraße» zu berichten weiß. Die klebrigen Details kaschieren kaum seine sexuelle Übergriffigkeit, die von Bachmann abgewehrt wurde.⁵² In seinem ein Jahr nach ihrem Tod entstandenen Erinnerungstext «Karriere und Gesichter der Ingeborg Bachmann» rechnet Hakel sie ohne jeden Beleg unter die «Selbstmörder»; ihre

«hieroglyphischen Falten» hätten in ihren letzten Lebensjahren «die stumme Wahrheit» gezeigt, «die wohl niemand verstand». ⁵³ Im Film von Peter Hamm nennt er die Dichterin eine «Getriebene», ja «Besessene», deren Ehrgeiz «krankhaft» und «herrsüchtig» gewesen sei. ⁵⁴

Zu dem zwiespältigen Eindruck, den Hakels Verhältnis zu Bachmann macht, gehört jedoch auch, dass er ihr eine Reihe von öffentlichen Gedichtlesungen vermittelte. Hakel intensiviert den – im Sommer 1946 noch gescheiterten und dann durch Feyerabend hergestellten – Kontakt Bachmanns zu dem einflussreichen Kulturfunktionär Rudolf Felmayer, der im öffentlichen Rundfunk (RAVAG, der unter der Kontrolle der sowjetischen Besatzungsmacht stehenden Österreichischen Radio-Verkehrs AG) für Literatur zuständig war: Ende Juli und Mitte September 1948 konnte Bachmann zwei Lesungen im Radioprogramm halten und Anfang Oktober ein Rundfunkinterview mit Hakel führen und eine Art Feature zu ihm gestalten. ⁵⁵ Ferner wurden im Rahmen der Österreichischen Buchwoche im November 1948 – wiederum auf Initiative von Hakel – zwei ihrer Gedichte von Burgschauspielern gelesen, «die erste öffentliche Lesung ihrer Gedichte vor einem größeren Publikum». ⁵⁶

In welchem Maße sich die in der literarischen Szene aufstrebende Ingeborg Bachmann, die Ende der 1940er Jahre noch kein nennenswertes Werk vorzuweisen hatte, von ihren Förderern auch wieder emanzipierte, zeigt ihr Absagebrief vom 30. Oktober 1949 an Felmayer, der auch Redakteur der maßgeblichen Zeitschrift «Der Plan» war und sie zur Mitwirkung an einer Anthologie der «jungen» österreichischen Literatur eingeladen hatte, die er vorbereitete: «Ich habe eine schwer zu beschreibende Aversion gegen junge Leute, – nicht gegen diese besonderen – und genau so wie es mir unmöglich wäre, mich mit ihnen an einen Tisch zu setzen, kommt es mir unmöglich vor, mit ihnen in einem Buch beisammen zu sein und gemeinsam mit einem Dutzend anderer als «junge Dichterin» abgestempelt zu sein.» ⁵⁷

Schon ein paar Monate zuvor hatte sie sich auch in lebenspraktischer Hinsicht aus der Abhängigkeit von Felmayer befreit: Noch am 12. Mai 1949 schrieb sie ihm, sie sei bereit, in den (von Hans Weigel bitter bekämpften) «Verband demokratischer Schriftsteller und Journalisten Österreichs» einzutreten, um – in einer Situation anhaltender Wohnungsnot in Wien – eine angemessene Zweiraumwohnung zu bekommen; und Fel-

mayer setzte sich gleich darauf bei dem Schriftstellerverband vehement für ihr Anliegen ein. Kurz darauf wurde diese Intervention jedoch hinfällig, da Bachmann zu dem befreundeten Ehepaar Elisabeth und Zeno von Liebl zog. Auch eine von Felmayer vermittelte Lesung bei der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft in Wien sagte sie am 30. Mai 1949 ab – vermutlich aus politischen Gründen, um nicht zu sehr mit der sowjetischen Besatzungsbehörde in Verbindung gebracht zu werden.⁵⁸

Einige kulturjournalistische Aufträge verschiedener Druckmedien vermittelte ihr der damals in Wien tätige Theaterkritiker und Dramaturg Siegfried Melchinger (1906–1988), der durch seine antisemitischen Publikationen aus der NS-Zeit belastet war. In der wichtigen Kulturzeitschrift «Der Turm» erschien 1948 etwa ein von Bachmann aus dem Englischen übersetzter BBC-Beitrag über «Die heiligen Stätten Palästinas».⁵⁹ Die November-Nummer 1948 der illustrierten Zeitschrift «Film» enthält gleich zwei, wenig anspruchsvolle Artikel von ihr: «Frauen um Schiele» (den Maler des Fin de Siècle) und – allerdings anonym – «Die Stadt der großen Toten» (über den Pariser Friedhof Père-Lachaise).⁶⁰ Melchinger, der Bachmann 1948 sogar als persönliche Assistentin anstellen wollte, beauftragte sie im Namen des «Turm»-Verlags auch damit, ein Buch über Literaturnobelpreisträger zu schreiben. Sie erhielt einen nicht unerheblichen Vorschuss, aber im Zuge der Währungsreform in Österreich Ende 1947 geriet der Verlag wie viele andere in finanzielle Schwierigkeiten, so dass weder aus dem Buch noch aus der Anstellung bei Melchinger etwas wurde.⁶¹ Die wirtschaftlich prekäre Situation, in der sich viele Studierende im Wien der Nachkriegszeit befanden, ist Thema ihrer nüchternen Reportage «Werkstudenten», die im Februar 1948 in «Der Optimist. Unabhängige Wochenzeitung» erschien und die McVeigh wieder zugänglich gemacht hat.⁶²

Blickt man auf die publizistischen Aktivitäten, die Ingeborg Bachmann noch während ihres Studiums, insbesondere im Jahr 1948, entfaltete, so wird klar, dass sie offensiv versuchte, sich auf dem damals ebenso breiten wie wirtschaftlich unsicheren Wiener Medienmarkt mit erheblichem Kräfteinsatz zu etablieren. Dabei zeigte sie sich offen für sehr unterschiedliche Ausdrucksformen eines pragmatischen Journalismus. Ihre Aktivitäten gingen sogar so weit, dass sie im November 1951 als Fotomodell bei einem in der «Großen Österreich-Illustrierten» inserierten Preisausschreiben des Senders Rot-Weiß-Rot zum Thema «Wer kennt

Österreichs Qualitätsmarken?» posierte, bei dem sie den 5. Preis, eine Lederjacke, vorführte (1. Preis war ein «Volkskühlschrank, 3. Preis ein «Herrenanzug»⁶³).

Doch die Vermittlungstätigkeit Melchingers beschränkt sich nicht auf diese Aktivitäten in den populären Medien. Ende 1949 oder Anfang 1950 leitet er eine Lyriklesung Bachmanns im Theater in der Josefstadt, dessen Chefdramaturg er damals war, persönlich mit einer Laudatio ein, die das Bild, das man sich in der Wiener Szene von der jungen Ingeborg Bachmann machte, pointiert formuliert: «Ein Mädchen, kaum neunzehn, blond, mit dunklen, fragenden, träumenden Augen, verlässt nach dem letzten Krieg ihre Heimat am Fuss der Karawanken, um in der grossen Stadt zu studieren. Verwundert geht sie durch die Strassen, verwundert schaut sie den Menschen zu. Die Rätsel des Daseins verändern die Verse, die sie zuhause, auf den Wiesen, am See, angesichts der Berge schrieb. In den Seminaren und Bibliotheken stösst sie auf Bücher, die ihr die Welt der Kindheit noch enger und verlorener erscheinen lassen. [...] Schreibt sie noch Verse? Ja, aber auch diese schreibt sie in der Sprache der neu gesehenen, zugleich rätselvolleren, unheimlicheren und erregenderen Welt. [...] Sie liest Gide und Valéry, Apollinaire und Éluard. Ihr geschieht dasselbe, was vor einem halben Jahrhundert den grossen Dichtern ihrer Heimat Hofmannsthal und Rilke geschah, als sie mit der neuen Lyrik der Rimbaud, Mallarmé und Verlaine bekannt wurden. Das Gewohnte und Vertraute zerfiel vor den anders sehenden Augen, den anders fragenden Gedanken, dem anders erlauschenden Ohr. [...] Weiss sie, worauf das alles mit ihr hinaus will? Wie könnte sie es? Weiss es die Welt, in der sie lebt? Sie ist jetzt dreiundzwanzig und weiss mehr als die meisten ihres Alters. [...] Ingeborg Bachmann besitzt die weitoffenen Augen der Jugend. Noch ist alles Kommende im Dunkel.»⁶⁴

Bei allem zeitbedingten Dekor und den Überlegenheitsgesten ihres Förderers gegenüber dem zwanzig Jahre jüngeren «Mädchen» ist die analytische Kraft dieser Rede Melchingers doch verblüffend. Bachmann erscheint hier als *die* Repräsentantin einer zweiten poetischen Moderne im deutschen Sprachraum, welche die aus Frankreich kommenden Impulse zu adaptieren und auf ihr Umfeld im Nachkriegswien zu lenken weiß, so wie es in der ersten Moderne um 1900 Hofmannsthal und Rilke gelang. Von Hofmannsthal (etwa aus seinem fiktiven «Brief» des Lord Chandos)

übernimmt sie Melchinger zufolge die poetologische Einsicht, dass den wahrhaft Aufmerksamen alles «Gewohnte und Vertraute» zerfällt; von Rilke die Haltung der Offenheit, die im noch immer in Sektoren zergliederten Wien und in den gerade in scharfer Konkurrenz zueinander gegründeten beiden deutschen Staaten eine Perspektive der Überwindung von Grenzen ermöglicht. Genau diese Perspektive der Literatur, in der Gegenwart nach 1945 an die Impulse der ersten Moderne um 1900, insbesondere an die Wiener Moderne, anzuknüpfen, wird sie zehn Jahre später in ihren Frankfurter Vorlesungen über «Probleme zeitgenössischer Dichtung» aufgreifen und konkretisieren.

«Eine sehr intensive Beziehung»

Der wichtigste Mentor in Bachmanns Wiener Zeit ist Hans Weigel (1908–1991), von dem zu Beginn dieses Kapitels schon die Rede war.⁶⁵ Der als Sohn eines Fabrikdirektors in Wien geborene jüdische Autor war bis 1938 vor allem als Kabarettist und Operettenlibrettist hervorgetreten. Seit 1938 lebte er mit seiner ersten Frau, der Schauspielerin Gertrud Ramlo, im Schweizer Exil. Gleich nach Kriegsende kehrte er im Juli 1945 nach Österreich zurück und reiste – nachdem ihm zunächst die Einreise in die sowjetische Besatzungszone verwehrt worden war⁶⁶ – Ende September oder Anfang Oktober nach Wien weiter, wo er nun vor allem als Literaturkritiker arbeitete. Seine Ehe wurde 1947 geschieden. Mit großem Elan verfolgte Weigel in den ersten Nachkriegsjahren das Projekt, die Wiener literarische Szene, die bis 1914 einer der Mittelpunkte des kulturellen Europa gewesen war und auch in der Zwischenkriegszeit wieder eine gewisse Bedeutung erlangt hatte, nun gleichsam aus den materiellen, geistigen und moralischen Ruinen wiederaufzubauen. Noch im Exil hatte er 1945 einen Plan zur «Reorganisation der Literatur» entwickelt und die Gründung einer «Gesellschaft der österreichischen Schriftsteller» geplant.⁶⁷ Gleich nach der Rückkehr suchte der um diese Zeit knapp vierzig Jahre alte, als Exilant politisch unbelastete Weigel vor allem den Kontakt zu den Vertreterinnen und Vertretern der jüngeren Generation, die während der NS-Herrschaft aufgewachsen und zur Schule gegangen, aber in der Regel nicht kompromittiert waren. In dieser Rolle des Talentsuchers konkurrierte er mit dem gleichzeitig auf demselben Feld tätigen Hermann Hake.

Während Hakel Funktionär des eher linksgerichteten österreichischen PEN-Clubs war, wandelte sich der anfangs noch liberale Weigel in wenigen Jahren zu «Wiens pro-amerikanische[m] Kalten Krieger Nummer eins».⁶⁸ Berühmt ist er dafür, dass er zusammen mit dem ebenfalls aus dem Exil zurückgekehrten jüdischen Schriftsteller und Theaterkritiker Friedrich Torberg bewirkte, dass in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren auf Wiener Bühnen keine Stücke des nach der Rückkehr aus dem amerikanischen Exil bis zu seinem Tod 1956 in der DDR lebenden, als Kommunist verschrien Dramatikers Bertolt Brecht aufgeführt wurden. Erstaunlicherweise machte Ingeborg Bachmann diese Zuordnungen zu bestimmten, politisch ausgerichteten «Schulen» niemals mit und arbeitete, wie es scheint, ohne Bedenken mit so verschiedenen Förderern wie Bobbie Liebl, Rudolf Felmayer, Siegfried Melchinger, Hermann Hakel und besonders Hans Weigel zusammen.

Legendär ist der informelle literarische Zirkel, den Weigel ab etwa Herbst 1948⁶⁹ in seinem Stammlokal, dem Café Raimund in der Museumstraße im ersten Wiener Bezirk, gegenüber dem Volkstheater, jeden Nachmittag um sich versammelte. Wie Daniela Strigl gezeigt hat, gab es gar nicht so viele Cafés in Wien, die in den Nachkriegsjahren als Treffpunkte in Frage kamen, da sehr viele zerstört waren.⁷⁰

Ein berühmt gewordenes Foto zeigt Weigel in eleganter Kleidung mit Fliege sich angeregt unterhaltend im Zentrum einer Gesellschaft von zwölf weiteren, mehrheitlich jüngeren Personen, die um einen sehr kleinen, mit Kaffeetassen, Wassergläsern und Aschenbechern überladenen Tisch in der Ecke eines Raums mit Nachkriegsambiente (Vorhänge mit floralen Motiven, Zimmerpflanzen) versammelt sind. Wahrscheinlich drei der anderen Anwesenden sind Frauen; einige Personen sind nur von hinten oder halb verdeckt zu sehen; das «Magazin» des «Wien Museums» geht davon aus, dass es sich um Jeannie Ebner, Christine Busta (halb verdeckt) und Ingeborg Bachmann (nur von hinten zu sehen, im Pepita-Rock) handelt.⁷¹ Auf der engen Bank neben Bachmann (wenn sie es denn ist), den Arm lässig hinter ihren Rücken gelegt, sitzt Milo Dor, mit dem sie schnell Freundschaft schloss, ebenso wie mit dem rechts von ihr an der schmalen Seite des Tisches sitzenden Wiener Schriftsteller Reinhard Federmann (1923–1976), der zahlreiche Bücher zusammen mit Dor veröffentlichte.



Literaturdebatte beim «kleinen Schwarzen» – Hans Weigel und sein Kreis
im Café Raimund, Wien, 1950er Jahre

Für Ingeborg Bachmann war der achtzehn Jahre ältere Hans Weigel jedoch nicht nur ein besonders einflussreicher Förderer, sondern für eine geraume Zeit auch ihr Geliebter. Die wichtigsten Zeugnisse dafür sind ihre Briefe an Weigel, die in dessen Nachlass in der Wienbibliothek im Wiener Rathaus verwahrt werden. Joseph McVeigh hat mit Erlaubnis der Bachmann-Erben zuerst in einem Aufsatz von 2014 und dann in seinem 2016 erschienenen Buch daraus ausführlich zitiert. Die Gegenbriefe

Weigels sind nur sehr vereinzelt erhalten; im Bachmann-Nachlass in der Österreichischen Nationalbibliothek findet sich keines seiner Schreiben.

Einige weitere Zitate aus ihren Briefen an Hans Weigel enthält die 2015 erschienene Weigel-Biographie von Wolff A. Greinert.⁷² Greinert wirft auch die bislang ungeklärte Frage auf, warum praktisch keine Briefe Weigels an Bachmann erhalten sind: Selbst wenn man – wie McVeigh in seinem Aufsatz von 2014⁷³ – annimmt, dass sie Weigels Briefe Ende 1952 oder Anfang 1953 vernichtet hat (wie sie das später mit denen von Max Frisch gemacht hat), erklärt das nicht, warum auch in Weigels Nachlass kein einziger dieser Briefe dokumentiert ist, denn «Weigel fertigte von fast allen seinen Briefen zumindest eine Kopie, oft sogar mehrere an».⁷⁴

Schließlich hat Françoise Rétif in ihrem essayistischen Bachmann-Buch von 2022 eine ganze Reihe bislang nicht bekannter Briefe an Weigel erstveröffentlicht. Darin werden die erotischen Aspekte viel deutlicher als in den bis dahin bekannten Texten.

Bachmann begegnete Weigel das erste Mal am 5. September 1947. Bezeugt ist das Datum durch ihren Brief an Weigel vom 11. August 1948: «Der Tag, an dem ich Dich vor einem Jahr interviewt habe, was ich noch heute bereue, ist der 5. September.»⁷⁵ In seinem Buch «In Memoriam» von 1979 erinnert sich Weigel an die Szene folgendermaßen: «Im Herbst 1947 tauchte bei einer Probe zu einem Kabarett-Programm im Kleinen Haus des Theaters in der Josefstadt ein sehr junges, höchst unvorteilhaft angezogenes Mädchen auf und bat mich mit vor Verlegenheit immer wieder versagender Stimme um ein Interview. / Das Interview nahm bald eine kopernikanische Wendung, indem ich der Interviewerin Anweisungen gab, was und wie sie mich fragen sollte. Ich weiß nicht, ich wollte und will es auch nicht wissen, ob das Interview ein reiner Vorwand war oder ob Ingeborg Bachmann tatsächlich vorhatte, mich zu interviewen und das Ergebnis einer Zeitung anzubieten. Das wäre allerdings eine Fehlspekulation gewesen, denn keine Redaktion wäre auf ein Interview mit mir, von einer Anfängerin geschrieben, neugierig gewesen.»⁷⁶ Das klingt reichlich paternalistisch, vor allem, wenn man bedenkt, dass das «junge Mädchen» zu diesem Zeitpunkt bereits 21 Jahre alt war und vier Semester Studium hinter sich hatte (Weigel selbst hatte nach drei Semestern Jura sein Studium abgebrochen). Dass Bachmann spätestens im Jahr darauf in der Lage war, Interviews mit älteren Männern zu führen und in den Medien

unterzubringen, zeigt ihr schon erwähntes Porträt Hakels für den Österreichischen Rundfunk im Oktober 1948. Ein Weigel-Interview von ihr aus dem Jahr 1947 ist jedoch tatsächlich nicht bekannt.

Im Rückblick elf Monate später gibt sie indes dem schon damals antiquierten Frauenbild Weigels tatsächlich eine vor Selbstbewusstsein strotzende «kopernikanische Wendung»: «[W]er hätte das vor einem Jahr gedacht, dass Du Dir dort wieder wünschen wirst, es käm dich so ein junger Aff, der kaum den Mund aufbringt, interviewen. Diesmal kommt er aber nicht, weil er inzwischen das Reden schon gelernt hat und auch sonst maßlos frech geworden ist. [...] Ich hoff Du machst dann nicht mehr so viel Geschichten und sagst gleich, was Du von den Mädeln hältst, die zur Zeitung wollen, und dass es gescheiter ist, sie kommen bald an einen Mann etc. Und ich werd diesmal ja weder blass noch rot werden, sondern Dir gleich meine gefestigte Lebensanschauung ins Gesicht schleudern oder besser ins Gesicht küssen und garnicht abwarten, ob Du willst oder nicht.»⁷⁷ Treffend fasst Helmut Böttiger diese Selbststilisierung Bachmanns in ihren Briefen an Weigel als «Adaption des ‹süßen Mädels›»⁷⁸ zusammen, also als Übernahme eines vor allem in den frühen Stücken Arthur Schnitzlers geschaffenen Frauentypus der jungen, scheinbar unschuldigen und gerade deshalb verführerischen Österreicherin, besonders Wienerin. Gerade mit ihren mundartlichen Anklängen kann man sich Briefpassagen wie diese vorzüglich von der jungen Romy Schneider gesprochen vorstellen, die diesen Frauentypus etwa zehn Jahre später im Film verkörperte.

Insgesamt sind mehr als 120 Briefe Ingeborg Bachmanns an Hans Weigel in dessen Nachlass erhalten; sie reichen von Mai 1948 bis Mai 1953.⁷⁹ Allerdings beginnt der Bestand gleich mit einer empfindlichen Lücke: «Über die ersten Monate dieser Beziehung wissen wir leider nur wenig, da im Nachlass Weigels von September 1947 bis April 1948 keine Briefe Bachmanns zu finden sind. Die nachgelassene Korrespondenz setzt jedoch in medias res ein und zeugt von einem schon länger bestehenden Verhältnis, das vonseiten der Autorin zunächst auf etwas Dauerhaftes zielte.»⁸⁰ So schreibt sie am 24. Juli 1948 an Weigel von dem «unsterblich schöne[n] Jahr, das vom September 47 bis zum Mai 48 [...] reichte»⁸¹ – im Mai 1948 nämlich war Weigel zu einer längeren Reise in die USA aufgebrochen, bei der er seine Eltern in New York besuchte, und er kehrte erst